

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 290.

Samstag, den 12. Dezember 1903.

18. Jahrgang.



Feuilleton

Nachdruck verboten.

Der Tod geht durch den Wald.

Von Paul Hermann Hartwig.

Wie eine Mauer umgeben uralte Tannen das Jagdschlöschchen. Bis an das Fenster des Hochparterres hängen sie ihre düsteren Zweige und lassen das Tageslicht nur als grünen mystischen Schimmer in die Wohnräume dringen.

Nur von der Frontseite ist ein freier Ausblick möglich. Doch der ist wenig erhellend, zerbrochen mit feuchtem grünen Moos umspinnene Sandsteinfiguren, die sich kaum von den unerschütterten Felsmassen abheben, ein trauriger Springbrunnen der seiner Bestimmung längst nicht mehr entspricht und ein kleines Tempelchen, dessen Fenster mit Brettern vernagelt sind. Es ist, als müßte Mordbrand aus dem langen Gange des weiten Hofesplazes aufsteigen.

Das Jagdschlöschchen selbst ist viel älter als die pilanten Hofmauersteine, die sich an das Tempelchen und die verschlungenen Baugänge knüpfen. An den Wänden der unerschütterlichen Räume scheinen noch all die Geister zu hängen, die hier von unruhigen Herzen geleitet wurden. Und verzweifelte Klagen sind hier vergebens ausgeflohen worden, die dicken Mauern sind gute Wächter, die vertrauen nichts.

Wer in ihre Geheimnisse eindringen könnte! Aber sie bleiben stumm; in den herzoglichen Archiven freilich würde man vergilbte Blätter finden, die das Schweigen des alten Gemäuers wertlos machten. Aber der Herzog duldet keine Späherungen, vielleicht doch er Grund hat für die Respektabilität seiner Thronen zu fürchten.

Das Jagdschlöschchen ist nun Oberförsterei und es ist wahrscheinlich, daß neues freies Leben den Wann des Ortes brechen wird. Aber ein Defekt des regierenden Herrn verbietet jegliche Veränderung und so bestehen auch die alten Geschichten fort, zu denen unheimliche Thatsachen und die Romantik verklangener Tage den Stoff geliefert haben.

Der jetzige Oberförster ist jung, ein stattlicher Mann, glühend für seinen schönen Beruf und zufrieden mit dem Lose, das ihm gefallen ist.

Sein junges Weib stammt vom Rhein. Sie war als Mädchen ein nervöses Geschöpf, in dem sich überquellende Lebensfreude und tiefe Melancholie seltsam paarten. Schon als Kind wurde sie von bangen Träumen und Erscheinungen heimgesucht. Sie sprach nur ungerne und mit gequältem Ausdruck davon. Nie wurde ihr in einem lösenden Thränenausbruch oder in einem Schrei Befreiung. Einmal war die Mutter dazu gekommen, wie sie ohne sich zu rühren wie hypnotisiert in die Ecke des Zimmers harrte. In ihren verzerrten Zügen lag Grauen und Spannung. Wie ein Hauch kam es über ihren Lippen: „Siehst du es, Mutter, siehst du es, das ist er wieder.“ Dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Vergebens suchte man ihr später die Vision auszusprechen, sie blieb dabei, einen Mann in abgerissener Jägertracht erblickt zu haben, einem Gestorbenen gleich, mit leeren toten Augen und er lagte mit lippenlosem Munde, als er sein Gewehr auf mich anlegte.

Da sie sonst völlig normal war, standen die Aerzte diesen nervösen Erscheinungen wie einem Räthsel gegenüber.

Als sie dann den Mann kennen lernte, dem die volle Zärtlichkeit ihres Verzens gehören sollte, blieben die seltsamen Visionen aus, die heitere Seite ihres Naturells kam zu ihrem Rechte. Es ist Spätherbst, die ungünstigste Zeit für das alte Schlöschchen.

Wenn der Schimmer eines blühenden Frühlings über den Wäldern und dem kleinen bewaldeten Wäldchen liegt und die Luft in lichten Fäden durch das Tannengrün blaut, mag der Aufenthalt erträglich sein. Die weißen Mondscheinächte, durchdringt von dem Klagen der Nachtigallen, offenbaren gerade hier ihren lodenden Bauber.

Aber es ist Herbst, als die junge Frau ihren Einzug hält, gran lastet der Himmel auf dem Walde und das alte Schlöschchen gleicht in seiner ganzen Traurigkeit einem Nipal des Unglücks.

Und es ist, als ob sich mit einem die grauen Schleier wieder um das sensible Gemüth des jungen Weibes legen. Sie will ih-

rem Gatten, vor dessen heiterem Angesicht die Nachtgespenster fliehen und die unheimliche Nachwirkung halb verschollenen Anrechts verlagert, nicht das Herz mit verführter Klage beschweren.

Ihr Fuß strauchelt und will nicht über die Schwelle des alten Hauses, da trägt sie der Gatte hinüber. „So soll es immer sein, dein Fuß soll an keinen Stein stoßen.“

„Du bist gut“, murmelte sie.

Es konnte wenig geschehen, um die düsteren Räume auf einen lichteren Ton zu stimmen. Die Gewinde von Tannengrün, mit denen die Wände die Thüren eingerahmt haben, wirken ganz und gar nicht lustig, denn an Blumen mangelt es. An den Wänden hängen alte Bilder, Porträts meist und Jagdszenen, die aus der großen Zeit des Schlöschchens stammen. Vielleicht ist es nur die ungewisse Beleuchtung die allen Gemälden etwas Geheimnisvolles verleiht — jedenfalls verstärken sie nur den unheimlichen Eindruck.

Die junge Frau schauert zusammen, da fühlt sie den Blick des Gatten in heiserer Liebe auf sich ruhen und es ist ihr, als ob sie in seinen Armen vor allem Uebel gesichert sei.

Diese Empfindung wird ihr immer stärker zur Gewissheit, sie gewöhnt sich an den unwirklichen Aufenthalt und findet in tüchtiger Beschäftigung mit häuslichen Arbeiten Ablenkung von trüben Gedanken. Selbst die Spatzengeschichten, die ihr die Wälder erzählen, beeinflussen ihren Gemüthszustand nicht.

Der ungewöhnlich harte, lang andauernde Winter wird endlich in einer wilden Sturmnacht vom Lenz bezwungen und nun quillt und leimt und sproßt und blüht es in holder Pracht.

Es ist ein einzig schöner Frühling und sein Schimmer liegt strahlend auf der Oberförsterei und dem jungen Paar, das die schöne Gegenwart durchleuchtet durch die Aussicht auf ein künftiges größeres Glück genießt. Es ist, als ob das Schicksal ihnen noch einen Sonnenblitz gewähren wolle.

Eines Abends findet der Oberförster bei seiner Heimkehr aus dem Walde die Wälder und den Rauscher in großer Erregung: die Frau sei nicht zu finden, man habe schon stundenlang nach ihr gesucht. Die gerade an diesem Ort empfangliche Phantasie der Leute malt sich schon entsetzliche Schrecknisse aus. Der tief beunruhigte Gatte begibt sich nun selbst auf die Suche und beginnt mit dem Oberstock des Hauses, den die junge Frau schon lange einmal inspizieren wollte. Und er findet sie.

In einer winstlichen Kammer, in die das Spätlicht trüb durch erblindete Scheiben bricht, liegt sie vor einem Bild am Boden. Das Bild stellt einen Herrn in romantischer Jägertracht dar. In der seltsamen Beleuchtung gleicht das von einem breiten, dunklen Dutt beschattete Gesicht fast einem Totenmasken.

Und mit eins ist alles in glücklichen Wenden erreichte wieder verschwunden. Das düstere Gemälde, dem die junge Frau unvorbereitet gegenübertrat, hat die unheimlichen Vorstellungen wieder in ihr erweckt und sie sind stärker, als ihr Wille. Auf das gesunde frühe Leben, das Einzug in das Jagdschlöschchen zu halten schien, hat sich Wehlthau gefenkt.

Der Oberförster versucht sein Weib möglichst von ihren Wahnideen abzulenken, und zuweilen gelingt es ihm auch, aber das ständige Angstgefühl, von dem die Arme befallen ist, kann er nicht bannen.

Die Witterung hat einen ganz eigenthümlichen Charakter angenommen, es ist nicht gerade heiß, aber dumpf beklemmend und über dem jung begrüntem Wald liegt wie ein Unglück ein dunkles, bräunendes Wolkengebirge. Und die Sonne taucht nicht in zarten, gelblichen Tinten des Frühlings, sondern gluthroth in purpurnem Nebel unter.

Die junge Frau ist den ganzen Tag über in unerhörter Spannung umhergegangen und der besorgte Gatte würde sie keinen Augenblick allein lassen, wenn ihn nicht die Blüthe noch in den Wald an den Erlengrund riefte, wo seine Unterbeamten Wilderer vermutet haben. Er selbst will einmal die Kontrolle übernehmen. Gerade ist er im Begriff, sich von der Leidenden, die für einen Augenblick apathisch auf einer Bank vor dem Hause ruht, Abschied zu nehmen, als sie sich an ihn klammert mit entsetzten bangen Augen, als wollte sie ihn nie wieder loslassen.

„Geh nicht, geh nicht, geh nicht!“

Vergebens versucht er, ihr das Grundlose ihrer Angst klar zu machen, sie mit liebevollen Worten zu beruhigen.

Da läßt sie ihn los.

Ihre Arme gleiten herab, ihre Augen scheinen den Blick für das Wirkliche verloren zu haben.

„Dort, dort, jetzt geht er aus der Pforte, jetzt über die Straße am Garten vorbei, jetzt biegt er in den Wald — er wendet sich, er grinst mich an — um der Liebe Christi, der Tod, der Tod geht durch den Wald.“

Er streicht ihr über das dunkle raue Haar, das unter einer Berührung spritzt und knistert.

„Du bist nervös, überreizt Kind, Babette soll bei dir bleiben, ich bin bald zurück und morgen fragen wir den Doktor, ob du an den Rhein zu den Eltern kannst.“

„So geh denn — es muß sich ja doch erfüllen.“

Er küßt sie noch und übergibt sie der Obhut des Mädchens, das ihrer Herrin in treuer Anhänglichkeit ergeben ist.

„Vergiß dich zur Ruhe, liebes Weib, in einer Stunde längstens bin ich zurück.“

Sie nicht nur, ohne einverstanden zu sein, ohne ihm einen letzten Gruß nachgerufen, wie sie es sonst wohl zu thun pflegte.

Das treue Mädchen vermag durch keine Uebereinkunft die junge Frau zu bestimmen, sich niederzuliegen.

Sie schüttelt nur das Haupt und lauscht dem Walde zu, von wannen sie das Unheil erwartet.

Wie langsam die Minuten schleichen und dazu die stille schwere Luft, durch die von fernher die zitternden bangen Klänge eines Abendglockens schweben. Man verstummen auch sie. Ein Raubvogel fliegt mit schwerem Flügelschlag heimwärts zum Nest. Stube steht, jene bedrückende Ruhe, die das Herz bang aufschauern läßt. Und die Minuten schleichen und werden langsam zu Stunden.

Ein marktschreiernder Schrei bricht die Stille.

Wald hat das junge Weib das Mädchen von sich gestoßen — ein paar Schritte stürzt sie vorwärts, noch einmal schreit sie auf, dann fällt sie betäubtlos zusammen.

In den düsteren Tannen verschwimmt ein bleicher, weißer Nebelstreif. Ueber den mächtigen Wald hin zucken die Blitze und dumpf grollt der erste Donner.

Der Oberförster ist nicht heimgekehrt — am andern Morgen finden ihn Leute todt mit durchschossener Brust am Boden liegend. Wie hat man etwas von seinem Mörder entdeckt.

Die junge Frau lebt bei ihren Eltern am Rhein, still und in sich gekehrt dahin. Sie hat das Gedächtnis an die letzten Vorgänge völlig verloren.

Von Erscheinungen und Visionen wird sie nicht mehr heimge-
sucht.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, schwarz und farbig zu billigen Preisen meter- und robenweise, porto- und postfrei an Jettmann Wundervolle Juweliers schon von 95 Pf. an. Muster bei Angabe des gewünschten franko. Rückporto nach der Schweiz 20 Pf. 718

Seidenstoff-Fabrik Union
Adolf Grieder & Co., Zürich, R. 9.
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz).

Bei Einkauf von Rüstler-Thee und Woband achtet man auf den Ruffen. 1881/61

Chic! Modern!

Damen-Jackets u. Kleider-Stoffe für die Winter-Saison auf bequeme Theilzahlung empfiehlt
J. Jttmann,
Welt-Credit-Haus,
Bärenstrasse 4, I.

Weihnachtsgeschenk für die Familie.
Neueste Salon-Musikwerke,
abspielend von 8 Mt. bis 280 Mt. Große Auswahl. 1180
Gust. Seib, Uhrmacher,
Al. Burgstrasse 5.

PATENT
Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26

Wo findet man die besten Spielwaren??

im

Kaufhaus Führer, Kirchgasse 48.

Grösstes und feinstes Spielwarengeschäft am Platze.

Jeder Gegenstand ist mit deutlichen Zahlen ausgezeichnet. Der Käufer ist durch dieses System vor Uebervorthellung geschützt.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 290.

Samstag den 12. Dezember 1903



Die „Wissenden“. Eine internationale Erpresserbande, zu der auch der aus Berlin flüchtige Kaufmann Jenthal gehörte, ist jetzt endlich unschädlich gemacht worden. An die Opfer, zu denen Mitglieder der Geld- und Geburtsaristokratie, Offiziere usw. gehörten, wurden zunächst Vettelbriefe geschrieben. Die Kameraden rechneten darauf, daß die in dieser Weise um Unterstützung Angegangenen antworten würden. Dann folgte ein zweiter Vettelbrief und schließlich wurde den Wohlthätern mit verstellten Drohungen zu Leibe gegangen. Gewöhnlich wurde darauf hingewiesen, daß man irgend etwas von dem zu Knapfenden wisse, und dieser eine bestimmte Summe opfern müsse, um den „Wissenden“ den Mund zu stopfen. Die zweite Methode war folgende: Die Mitglieder der Bande, der Artist Winter und der Buchbinder Alfred Müller hielten sich Nachts in der Friedrichstraße oder Unter den Linden auf und suchten sich, unter irgend welchen Vorwänden angetrunkenen Herren der besseren Gesellschaft anzuschließen. Sie begleiteten ihre Opfer nach deren Wohnungen und trugen dafür Sorge, daß sie zum mindesten von dem Portier des betreffenden Hauses gesehen wurden. Einige Tage später wurde dem Manne mitgeteilt, daß, wenn er nicht eine bestimmte Summe opfere, gegen ihn Anzeige erstattet würde. Nummehr ist es geglückt, die ganze Bande, insgesamt 9 Personen, zu entlarven. Die Verhandlung fand in London statt. Die Angeklagten wurden zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt.

Der Silberbecher von Beylingen. Kaiser Wilhelm ist leider noch nicht so weit hergestellt, um zur Jagd am Freitag und Samstag das alte Jagdrevier der Hohenzollern, die Beylinger Heide, zu besuchen. Das alte Jagdschloß von Beylingen, die Hirschburg, ist bei dem gemüthlichen Beisammensein der kaiserlichen Jagdgesellschaft immer der Ort ausgelassensten Frohsinns. Zur Erhöhung des Humors trägt u. A. auch der „Silberbecher von Beylingen“ bei. Dieser Becher, bestehend aus einem Stangenende eines mächtigen Hirschgeweihs, in dessen ausgehöhlte Krone ein halbes Liter Wein fassender silberner Becher eingelassen ist, stiftete einst König Friedrich Wilhelm 3. Eine silberne Platte an dem Becherboden verkündet: „Von Seiner Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gnädigst gestatten zu wollen, daß dieser problematische Becher bei den großen Jagdpartien in Ihrer Majestät Namen den Jagdgästen vorgesetzt werde und auf Ihrer Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu befahren. Jhr. Anno 1808.“ Der Becher ist demnach jetzt gerade 100 Jahre alt und mit der Königin ist die Königin Luise von Preußen gemeint. Der Trunk aus dem Becher ist der Humor vom Gange. Der Rand des Silberbechers liegt nämlich, nach der „Deutschen Jtg.“, zwischen der Gabel des Geweihs und kann mit den Lippen nur erreicht werden, indem man das Gesicht zwischen die Gabeln drängt. Das ist ein großes Kunststück, denn die meisten Jagdgäste berühren den Rand kaum. Bei jeder Jagdtafel steht der Becher vor dem kaiserlichen Jagdherrn, der ihn bei passender Gelegenheit den Jagdgästen zum Trunk auf die Kaiserin reicht. Sobald der Moment des Begießens eingetreten ist, erfolgt ein vielschmeichliches Göllo, in das der Kaiser stets scherzhaft mit einstimmt. Auch dem Fürsten Bismarck reichte einst, als er noch Junker war, König Friedrich Wilhelm 4. den Silberbecher. Dem Junker Otto gelang indessen die Leerung mustergültig. Ja noch mehr: er stellte sich wie aus Erz gegossen vor seinem König hin und meldete: „Noch einen, Majestät!“ Der König antwortete jedoch scherzhaft: „Ne, ne, Junker Bismarck, laß er man gut sein, es könnte ihn sonst nach der Fortsetzung geküßten.“

Übergläubische Bräute. Bei einer Hochzeit in London, die kürzlich stattfand, wurden übergläubische Gebräuche aus alter Zeit wieder gelebt. Eine der Brautjungfern trug „des Glückes wegen“ grüne Strümpfe, und auch die alte Regel „Etwas Altes und etwas Neues, etwas Geborgtes und etwas Maues“ wurde nicht vergessen; die 6 Brautjungfern trugen blaue Hüte und Fäbner. „Bräute sind heute genau so übergläubisch, wie sie früher waren“, sagte der Küster einer der vornehmsten Kirchen Londons. „Vielleicht hat man nicht mehr so mannigfachen Aberglauben wie früher; aber was davon geblieben ist, wird ebenso streng wie je beobachtet. So ändern sie vor allem den Tag nicht, wenn es irgend geht. Sie thun lieber alles andere, als die Feiertage verschieben. Ferner heirathen sie möglichst nicht am Freitag, weil der Tag für unglücklich gehalten wird. Ebenso ist es mit dem 13. des Monats.“

Eine Million für Inserate. Natürlich ist es ein Amerikaner, denn ein Deutscher — selbst bei aller Werthschätzung der Reklame — würde so etwas nicht thun. Es

war die Firma Wanamaker in Philadelphia, die mit dem „Philad. Record“ den Vertrag abschloß, für die tägliche Aufnahme einer Seite Inserate während eines Jahres eine Million Mark zu zahlen. Da in Philadelphia aber noch mehr Zeitungen erscheinen, in denen die genannte Firma Inserate veröffentlicht, so kann man sich einen Begriff von dem jährlichen Reklamewerth der Firma machen. Wenn man die Geschäftsergebnisse großer amerikanischer Geschäftshäuser zu hören bekommt, so erstaunt man wohl über die Gewinnrethrate. Des Räthfels Lösung bilden die riesigen Ausgaben für Inserate; der amerikanische Geschäftsmann weiß, weshalb er inserirt und beharrlich inserirt und seine Ausgaben für Inserate sind kein weggekauftenes Geld. Unsere deutsche Geschäftswelt kann von den Amerikanern noch viel lernen; wohl soll nicht verlangt werden, daß sie eben solche Summen für Inserate ausgibt, aber etwas mehr zu leisten auf dem Gebiete der Reklame würde nicht schaden und ihr nur zum Vortheil gereichen. Vor 30 und 50 Jahren mag es genügt haben, gute Waare zu führen und seine Kundschaft gut zu bedienen, heute ist erforderlich, daß dieses auch zur Kenntniß des Publikums gebracht wird. „Wie kann die Welt wissen, daß Jemand etwas Gutes hat, wenn er den Besitz desselben nicht anzeigt?“ fragte der geschäftskundige Banderst. Und der Mann hatte recht, daß man sich eigentlich wundere, warum nicht jeder tüchtige Kaufmann schon lange zur vollen Erkenntniß dieser Thatsache gekommen ist. Aber es giebt Wahrheiten, die oft nicht begriffen werden wollen — sehr zum eigenen Schaden.

Schneesturm und Dynamitexplosion. Ammiten eines furchtbaren Sturms, welcher das Delaware-Thal hinabfegte, wurde die Stadt Greenwood in Nordamerika durch eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Dynamitexplosionen heimgesucht, welche sie im Verein mit dem alles vor sich niederwerfenden Schneesturm größtentheils zerstörte. Nicht ein einziges Haus in der Stadt blieb völlig unversehrt. Wie die Dynamit-Explosion herbei geführt wurde, ist noch nicht aufgeklärt. Der Schneesturm brach mitten in der Nacht plötzlich über die ganze Stadt herein, welche am Ausgang einer engen Thalschlucht liegt, die die Stärke jedes Sturmes vervielfacht, und schmeckte die Bewohner aus ihrer Ruhe auf. Die Stadt ist leicht gebaut, besteht aus Holzhäusern zum größten Theil, für das die nahen riesigen Wälder das Material fast kostenlos liefern. In einem der vornehmsten Häuser der Stadt am Eingange des Thaales brach gleich nach Beginn des Sturmes Feuer aus, das sich einem Petroleumrefervoir mittheilte. Unter der Wucht des Sturmes ergriff das Feuer bald die nächstgelegenen Häuser. In einem der letzten, einem Waarenlager, befand sich ein Dynamitvorrath für den Bedarf der nahen Gruben. Die Explosionen erfolgten in rascher Reihenfolge und zerstörten diesen Theil der Stadt vollständig. Zahlreiche Häuser, welche das Feuer verschonte, wurden vom Sturm abgedeckt, wieder andere, leichtere Bauten niedergeworfen und vom Sturm unbewohnbar gemacht. So mußte der größte Theil der Bevölkerung inmitten des tobenenden Schneesturmes und in finsterner Nacht im nahen Walde Zuflucht suchen und kampiren nun größtentheils im Freien. Zum Glück konnte aus den Nachbarstädten rasch Hilfe gebracht und das Feuer wenigstens am Morgen gelöscht werden, ebenso wurde für warme Kleidungsstücke und Lebensmittel sofort gesorgt, und damit die größte Noth abgewendet.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Neue Musikalien. Aus dem Verlag von R. Vertriebs, Leipzig, liegen uns einige Klavierstücke vor, die eine ganz nette Bereicherung des Weihnachtstisches bilden können. Da ist zunächst ein ganz klapperndes „Feierliches Weihnachts-Festmarch“ von Franz Venthold erschienen, ein bischen martialisch, aber immerhin recht wirksam, im Satz nicht schwer, zweihändig und vierhändig bearbeitet. Ferner eine „Gavotte Espagnole“ von Alois Berghs und „Zwei Albumblätter“, nämlich Frühlingslied und Walzer von Maurice Strakosky, welche sich als sehr dankbare Salonstücke erweisen, elegant gesetzt und nicht ohne Brillanterie in der Melodik. Freunden unterhaltender Musik können diese Stücke als Festesgabe empfohlen werden, sie empfehlen sich selbst durch schönen Druck und billigen Preis.

„Die Plastik“. eine neue illustrierte Kunstzeitschrift für originale und reproduzierende Bildhauerkunst, beginnt soeben im Verlag der Aktiengesellschaft vormals S. Gladenfeld & Sohn, Bildgießerei, Berlin, zu erscheinen. Bei dem gewaltigen Aufschwunge, den die Skulptur im letzten Jahrzehnt in Deutschland und ganz besonders in Berlin genommen hat, war ein eigenes Organ für die plastische Kunst längst ein Bedürfnis, so daß als die Absicht der Herausgeber, ein solches zu schaffen, bekannt wurde, sich sogleich eine Anzahl musterhafter Autoren zur Mitarbeit bereit erklärten. Aus dem Inhalte des ersten Heftes nennen wir an literarischen Beiträgen: M. Rappaport „Der Sieger“, Fritz Stahl „Kleinplastik“ und Osk. Dillendorf „Amazonengruppe“, an illustrierten Beiträgen seien erwähnt Werke der Bildhauer Nikolaus Friedrich, Johannes Goeb, Hermann Gasse, Max Kruse, Otto Richter und Franz Stud. Bis die Idee im großen Publikum Wurzel gefaßt hat, die Plastik nicht mehr als nebensächliche, son-

dern neben der Malerei als gleichberechtigte, ein eigenes Organ rechtfertigende Kunst zu betrachten, wird die neue Zeitschrift zunächst vierteljährlich, dafür aber in hoher Auflage erscheinen und zwar zu dem für Jedermann erschwinglichen Abonnementspreis von 2 Mark pro Jahr (für 4 Hefte). Alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen.

Die Neue Musik-Zeitung (Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart) hat mit Beginn ihres 25. Jahrganges ein anderes Gewand angelegt und ihren textlichen Theil ganz wesentlich erweitert. Besseres Papier, modernere Ausstattung, reichhaltigeren Illustrationsreichtum weisen die soeben erschienenen Nummern 1 bis 3 auf. Die „Neue Musik-Zeitung“ scheint auf dem rechten Wege zu sein, das Bedürfnis nach einer gediegenen wirklich populären Zeitschrift zu erfüllen. Das zeigt auch schon der billige Abonnementspreis von nur 1,50 Mark für das Vierteljahr von 6 Nummern mit regelmäßigen Musikbeilagen und einem Kunstblatt. Probenummern werden vom Verlag kostenlos versandt.

Ueber Schlaganfälle und Lähmungen, über deren Wesen, ihr Zustandekommen, ihre Verhütung und ihre Behandlung, hat soeben der Arzt Dr. G. Kersten eine wirklich sehr empfehlenswerthe Broschüre geschrieben. Preis 1 Mark. (Berlin SW. 11, Deutscher Verlag.) Der Begriff des Schlaganfalles, die verschiedenen Arten desselben, die Erscheinungen und der Verlauf der Anfälle, sowie deren Behandlung, sind in sehr klarer Weise in der Schrift bearbeitet und ebenso sind über die Ursachen und Behandlung der wichtigsten Lähmungen interessante Aufschlüsse darin enthalten.

Geldsächliches.

Die Zeit der frischen Gemüse ist vorbei und die Hausfrau muß sich deshalb mit trockenen oder Conservengemüsen begnügen. Leider besitzen dieselben aber dieselben einen wässrigen, faden Geschmack und das Mittagmahl giebt deshalb nicht die nötige Befriedigung. Dies ändert sich aber mit einem Schlag, wenn man eine Wenigkeit des bekannten vegetabilischen Fleischersatzes „Diet“ beiegt; die Gemüse erhalten durch denselben hervorragenden Wohlgeschmack nach kräftiger Fleischbrühe und der reine Gemüsegeschmack kommt voll zur Geltung.

Heute Samstag
und
Morgen Sonntag
kommen bei
Guggenheim & Marx,
Marktstraße 14, am Schloßplatz,
in
Wiesbaden,
folgende
Gratis-Zugaben
als
! Weihnachts-Geschenk !
zur Vertheilung:
Bei **Mk. 3.—** Einkauf
1 Strang 1a Strickwolle
oder
1/2 Dyd. Kinder-Taschentücher.
Bei **Mk. 6.—** Einkauf
1 Mtr. guten 120 breiten Schürzenstoff
oder
1/2 Dyd. Küchensandtücher.
Bei **Mk. 10.—** Einkauf
1/2 Dyd. weiße Battist-Taschentücher
oder
1 Bett-Vorlage.
Bei größeren Einkäufen größere Zugaben.
Unsere Preise sind wie allseitig
anerkannt
außerordentlich niedrig,
wie bemerken jedoch
ganz ausdrücklich,
daß diese
Gratis-Zugaben
nur
! Samstags und Sonntags !
abgegeben werden. 1665

1439
**R. Petitpierre**
Akademisch
gebildeter Optiker
Anerkant
billige reelle Preise
Häfnergasse 5.
Reichstes Lager aller besseren optischen Fabrikate in jeder Preislage.

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. **J. Werner, Marktstrasse 6.** Bitte genau auf die Firma zu achten!

3. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 290.

Samstag, den 12. Dezember 1903.

18. Jahrgang.



Wiesbaden, 11. Dezember.

Soll man Kinder zwingen, alles zu essen? Diese Frage, so schreibt die Wiener Halbmonatsschrift für Kinderpflege und Erziehung „Unser Kind“, hat schon manche Mutter das Herz schwer gemacht, und manchen Vater in unnötige Aufregung versetzt. Der Unfug, jemanden zum Essen zu zwingen, wird bei uns namentlich Kindern gegenüber getrieben. Gerade diese sind es, die oft genug ihre Gesundheit dem unsinnigen Vorurteil der Eltern, das Kind solle essen, was auf den Tisch kommt, zum Opfer bringen müssen; es wäre das noch viel häufiger der Fall, wenn nicht der kindliche Magen in den meisten Fällen, wo gegen dieses Naturgesetz gesündigt wird, revoltierte und das Unzweckmäßige wieder hinausbeförderte. Den Kindern gegenüber sollte folgende Praxis eingehalten werden: Man soll sie nie zwingen, mit einer Speise, die ihnen widersteht, den Magen zu füllen, beziehungsweise ihren Hunger zu stillen, wohl aber soll man jedesmal den Versuch machen, das Kind an die Nahrung zu gewöhnen. Dieser Prozess verlangt nicht das Essen größerer Quantitäten derselben Nahrung; es genügt hierzu vollständig das bloße Kosten. Der Satz: „Das Kind soll essen, was auf den Tisch kommt“, ist deshalb dahin abzuändern, „das Kind soll von allem kosten, was auf den Tisch kommt, aber keinen Hunger nur an dem stillen, was ihm schmeckt.“ Manche Hausfrau wird einwerfen, es sei, namentlich in einer größeren Familie, praktisch undurchführbar, dem persönlichen Geschmack jedes einzelnen Tischgenossen Rechnung zu tragen, man kann nicht jedem besonders kochen. Der Einwand ist nicht ganz stichhaltig. Denn es macht einer Hausfrau keine

besondere Mühe, wenn sie bei jedem Mittagmahl neben den besonders gedachten Speisen noch Butter, Obst, Ei und Milch aufstellt oder wenigstens bereit hält. Das sind Speisen, welche die meisten Kinder sehr gern essen. In sehr vielen Fällen, in denen man Kinder, besonders die größeren, zum Essen noch besonders zwingen muß, ist gewöhnlich dadurch gesündigt worden, daß man das zweite Frühstück zu reichlich gewährt. Wer seine Kinder von früh auf in allem, so auch in der Nahrungsaufnahme, an Ordnung gewöhnt, vor allem nur zu ganz bestimmten Zeiten ihnen Kost reicht, der wird selten in die Lage kommen, auf feinsten Kinder einen Zwang ausüben zu müssen, wenn es zum Essen geht; die geleerten Teller und Schüsseln sagen dann der glückselig dreinschauenden Mutter, daß der Appetit ihrer Lieblinge vorzüglich ist und daß ihre Kinder alles vertragen.

Aus recht großen Walnusschalen lassen sich niedliche Sachen für den Christbaum herstellen. In den Rand einer quer durchgehenden Röhre bohrt man drei Löcher in gleichen Abständen, durch diese zieht man eine Schnur oder starke Seidenfäden, die, in passender Länge vereint, zum Aufhängen dienen; man bronziert man die Schale, legt sie mit Staniol aus und füllt die Schalenhälften mit Konjakt oder legt irgend einen kleinen Gegenstand hinein, z. B. einen Fingerhut, eine kleine Kette für das Püppchen etc. worüber sich Puppenmütterchen gewiß sehr freuen, wenn sie solche schöne Sachen beim Plündern des Baumes entdecken. Einige Schalen richtet man zu kleinen Ampeln her, indem man die bronzierten Nusschalen mit Wachsen und Moos füllt. Diese winzigen Ampeln am Lichthalter befestigt, sehen ganz reizend aus. Allerliebste machen sich kleine Modellisten aus einer halben Nusschale. Man legt die offene Seite auf doppelt gelegten Seidenstoff und schneidet etwas größere Rechte, als die Schale beträgt, näht sie bis auf eine kleine Öffnung zusammen, füllt den kleinen Beutel mit Sand, vernäht die Öffnung und setzt ein Goldschmückchen oder ein schmales Spitzchen herum. Die Schale hat man vorher bronziert, und als Häuschen drei kleine Ziernägel befestigt. Nun drückt man die Rissen fest in die Schale hinein und der kleine zierliche Gegenstand ist fertig. In dieser Weise können eine ganze Anzahl Sächchen hergestellt werden und ist die Anfertigung derselben so recht für Kinderhände geeignet.

Nassauisches Volkstrachtenbuch. Der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung plant die

Gerausgabe eines Nassauischen Volkstrachtenbuches. In ihm sollen die vormalig vorhandenen, jetzt leider bis auf dürftige Reste ausgestorbenen Trachten der einzelnen Gegenden unseres Landes möglichst vollständig beschrieben und abgebildet werden und dadurch die Kenntnis von dem, wie sich unsere Vorfahren zu kleiden beliebten, uns und späteren Geschlechtern erhalten bleiben. Die Bearbeitung des Werkes ist in die Hände Friedrich Göttenroths zu Johannisberg gelegt, der sich um die allgemeine und speziell die deutsche Volks-trachtenforschung bereits durch verschiedene Werke verdient gemacht hat. — Das Museum Nassauischer Alterthümer besitzt eine schöne Sammlung Nassauischer Volkstrachten, die im Wesentlichen der Initiative des verstorbenen Amtsgerichtsraths Düssel verdankt wird. Sie bildet eine gute Grundlage für die Bearbeitung des Werkes, ist aber keineswegs vollständig, sondern bedarf im Einzelnen noch mancher Ergänzung. Herr Göttenroth bereist, wie schon im Herbst, so auch jetzt wieder, im Auftrag des Vereins das Land, um an Ort und Stelle nach weiterem Material Umschau zu halten und die bestehenden Lücken nach Möglichkeit durch Erkundigungen bei älteren Leuten auszufüllen. Im Interesse der Sache, die Jedem, der unsere schöne Heimath lieb hat, am Herzen liegen wird, ergeht an alle Bewohner, und besonders an alle alteingesessenen Nassauischen Familien des Landes die Bitte, das Unternehmen des Vereins nach Kräften unterstützen zu wollen. Jede Mittheilung über das Vorhandensein alter Nassauischer Trachtenstücke, auch über Bilder, auf denen solche dargestellt sind, sowie über etwaige darauf bezügliche Notizen, wird dankbar angenommen werden. Auch das scheinbar unbedeutende kann das vorhandene Material in wünschenswerthester Weise ergänzen. Das Museum Nassauischer Alterthümer ist zugleich darauf bedacht, die ihm noch fehlenden Trachtenstücke käuflich zu erwerben. Wo sich nicht ein besonderes Ortskomitee für die Sache bildet, wie dies auf Grund der in den Mittheilungen des Vereins schon vor längerer Zeit erfolgten Ankündigung des Unternehmens bereits in Zülfen geschoben ist, wolle man alle Nachrichten an das Museum Nassauischer Alterthümer oder an das Sekretariat des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung zu Wiesbaden (Friedrichstraße 1) gelangen lassen.

M. Schneider RESTE-Verkaufs-Tag.

heute, Samstag, enorm billiger

Kirchgasse 29 und 31.

Weihnachten 1903.

Sparsame Hausfrauen

werden auf die Vorteile aufmerksam gemacht, welche ihnen der Einkauf unserer Spezial-Artikel bietet.

Kaffee, Thee, Chocolate, Cacao, Biscuit, Vanille

in besten Qualitäten bei niedrigsten Preisen.

Wir empfehlen als besonders beliebte und preiswürdige Marken:



Geröstete Kaffees

Nr.	p. Pfd. M.
164 Santos-Mischung	0.78
162 Gute Santos-Mischung	0.90
157 Sehr gute Brasil-Mischg.	1.—
151 Holländische Mischung	1.06
127 Indische Mocca-Mischg.	1.10
148 Feingrün Java	1.10
145 Feinbl. Surinamart-M.	1.20
139 Wiener Mischung	1.35
124 Feinbl. Java-Mocca-M.	1.34
107 Karlsbader-Mischung	1.52
100 Menado-Mischung	1.87
99 Menado-Auslese	2.20

Rohe Kaffees

Nr.	p. Pfd. M.
53 Afrika-Kaffee	0.78
49 Feingrünl. Santos-Kaffee	0.80
48 Feingrün Javaart	0.88
45 Feinblau Surinamart	0.94
42 Blankgelber Javaart	0.94
39 Feingelber Java	1.17
36 Hochgelber Java	1.32
30 Feinblau Ceylonart	1.06
26 Grossbohn. feinbl. Java	1.27
24 Feinblau ind. Mocca	1.10
12 Gelber Java-Mocca	1.27
9 Feinblau Soemaniek	1.60

China- und indische Thees.

Nr.	p. Pfd. M.
187 Familien-Thee	1.85
186 Souchong Gruss	1.95
182 Feinster Souchong	2.30
181 Fein. Lapseng Souchg.	2.75
192 Feinster Ceylon-Pekoe	3.40
174 Extrafein Souchong	3.95
175 Congo-Mischung	2.05
172 Souchong Engl. Mischg.	2.40
183 Assam Pécoco ind. Misch.	2.85
170 Lapseng Souch., russ. M.	3.20
195 Seas. Souch., russ. M.	3.75
168 Mandarin-Mischung	4.50

Chocoladen und Cacao-Pulver.

Nr.	p. Pfd. M.
875 Van. Block-Chocolade I	1.05
876 Van. Block-Chocolade II	1.—
877 Van., Riegel-Chocolade	1.05
882 Vanille-Chocolade F	1.30
881 Vanille-Chocolade E	1.50
885 Delikatess-Chocolade	2.—
897 Entölt. Cacao-Pulver V	1.60
896 Entölt. Cacao-Pulver IV	1.90
890 Entölt. Cacao-Pulver II	2.00
889 Entölt. Cacao-Pulver I	2.35
888 Edel-Cacao-Pulver	2.70
884 Echt holl. Cacao-Pulver	2.30

bei 5 Pfund und mehr billiger.

Feinste Bourbon-Vanille die Schote zu 10, 15, 23 und 30 Pfg.

Weihnachts-Biscuits, Biscuits, Speculatius, Rauchtabak, Cigarren, Cigarillos und Cigaretten.

Emmericher Waaren-Expedition,

Telephon 2518.

Marktstrasse 26.

Telephon 2518.



Nr. 290.

(2. Beilage)

Samstag, den 12. Dezember

1903.

Liebes-Rebellen.

Roman von Roy-Tellet.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie hatte kaum eingewilligt, Errima bei sich aufzunehmen, als Lechmere auch schon die Treppen hinabsprang und die beiden zu seiner Tante geleitete, welche die jungen Leute freundlich empfing. Carolath war ihr schon von früher her bekannt, und Errimas ist so liebenswürdiges Wesen war ein hinreichender Empfehlungsbrief.

„Ich freue mich, daß Sie bei mir bleiben wollen, liebes Kind“, sagte die alte Dame und dann zu Lechmere gewendet: „Hast du auch das Gepäck herein besorgt, Charlie?“

„Du vergißt, was ich dir erzählt habe, liebe Tante“, entgegnete Lechmere. „Die junge Dame hat es sehr eilig, fortzukommen.“

„Ah ja, ganz recht“, erwiderte Miß Spenlove hastig. „Aber noch hast du mir, glaube ich, nicht einmal ihren Namen genannt.“

Lechmere schaute auf Carolath, aber Errima kam ihm schnell zu Hilfe.

„Wollen Sie mich Errima nennen?“ fragte sie mit lieblicher Befangenheit.

„Gern, mein liebes Kind“, entgegnete Miß Spenlove herzlich, das junge Mädchen mütterlich umarmend.

Man plauderte noch ein Weilchen und verabredete eine bestimmte Stunde, zu welcher Carolath morgen erscheinen sollte, dann verabschiedeten sich die beiden jungen Männer und stiegen wieder in den Wagen, der unten ihrer noch harzte.

„Und jetzt kommst du in meine Wohnung und bist mein Gast, Elton“, sagte Lechmere, „wir haben noch tausenderlei zu besprechen.“

„Du bist wirklich ein guter Kerl“, meinte Carolath, „und etwas später komme ich gern zu dir, aber erst muß ich noch Cora sehen, sonst läßt es mir keine Ruhe. Mir erscheint alles, was du gesagt, immer noch kaum glaublich.“

„Aber ist's nicht schon ein wenig spät für einen Besuch?“

„Nicht bei ihr“, antwortete Carolath lächelnd. Wie vollständig hatte die neue Liebe die frühere verdrängt!

„Das stimmt“, sagte Lechmere. „Die Nacht ist ihr Tag. Gut, ich werde dem Kutscher die Adresse sagen. Aber es wäre ein Zufall, wenn du sie zu Hause treffen solltest.“

„Und wo wohnst du denn jetzt eigentlich?“ fragte Carolath.

„Das sollte eine kleine Ueberraschung für dich werden, aber nun muß ich dir's wohl vorher sagen — in deiner früheren Wohnung.“

„Ah, ich merke wohl, das ist wieder eine deiner Gutthaten. Du wolltest mir die Wohnung erhalten.“

„Nun ja doch, denn ich hatte die feste Ueberzeugung, daß du doch wohl bald wiederkommen würdest. Und ich wußte, daß du eine Menge Sachen besähest, von denen du dich nur ungern trennt hättest — die Bibliothek deines Vaters und allerhand Familienerinnerungen. Die Wirthin drohte, die Sachen zu verkaufen, um sich für die Kleinigkeit, die du ihr schuldestest, bezahlt zu machen. Sie hätte alles für eine Lappalie weggegeben.“

„Die Sachen waren, abgesehen davon, daß sie mir als theuere Erinnerungen galten, nicht viel werth“, meinte Carolath,

„sonst würde ich sie in meiner damaligen Verblendung wohl längst verkauft gehabt haben.“

„Da bist du denn noch ein wenig im Irrthum, wie du gleich hören sollst. Also ich hielt es für das vernünftigste, in deine Wohnung zu ziehen und deine Sachen zu behalten.“

„Mit anderen Worten, du bezahltest meine Schulden“, unterbrach ihn Carolath, „und ich bin dir von neuem zu Dank verpflichtet.“

„Thorheit — das war ja nur eine Kleinigkeit, die du mir nächstens ganz bequem zurückerstatten kannst. Denn du bist ein ganz wohlhabender Junge, Elton; paß mal auf: Ich ließ nämlich, ehe ich die Zimmer bezog, ein Verzeichniß deiner Sachen machen und sie abschätzen. Und da stellte sich folgendes heraus: Als der Mann mir die Aufstellung brachte, war ich ganz starr über die große Summe. Ich hätte am liebsten aufgeschrien vor Bewunderung. Zum Glück trug der Taxator keine Brille, die er fortwährend abputzen mußte, und während er damit beschäftigt war, gewann ich Zeit, mich ein wenig zu beruhigen, so daß ich schon wieder ein ganz gleichgültiges Gesicht machen konnte, als er mich endlich wieder anquackte.“

„Du hast mir aber die Summe noch nicht genannt“, bemerkte Carolath.

„Ach so, ja, also es waren siebenhundert und fünfzig Pfund.“

„Nicht möglich!“ rief Carolath, „das scheint mir wieder einer deiner versteckten Edelmuthspläne!“

„Aber durchaus nicht, ich gebe dir mein Wort darauf. Die Bücher allein machten es, wie ich aus der Aufstellung erjah. Es scheint, daß sich unter den verstaubten Bänden aus deines Vaters Bibliothek einige befinden, die einen ganz phantastischen Werth repräsentiren.“

„Er selbst hatte davon nie eine Ahnung gehabt, und nach seinem Tode wurden die Bücher auf dem Lande sehr niedrig abgeschätzt.“

„Das glaube ich schon — wahrscheinlich von irgend einem Dorfstülpel, der nichts davon verstand. Uebrigens haben diese werthvollen Bücher durchaus kein Ansehen, im Gegentheil, sie schienen mir die schäblichsten von allen. Ich hätte nicht fünf Schilling für die ganze Geschichte geboten. Aber sie sollen sehr selten sein — daher ihr Werth. Du brauchst also nur eins oder zwei davon zu verkaufen, wenn deine Kasse leer ist.“

Carolath sah eine Zeitlang schweigend da. Jetzt erschien ihm das Leben nicht mehr unerträglich. „Ich finde eigentlich, es kennzeichnet deine sehr geringe Meinung von unserer Freundschaft“, fuhr Lechmere fort, „daß du es gar so eilig hast, mir das, was du mir geborgt hast, zurückzahlen; aber ich weiß ja, was du für ein wunderlicher Kauz bist. Es steht jetzt also in deiner Macht, mir das Geld, wann immer du willst, wiederzugeben. Hast du denn fürs erste genug Baargeld?“

„Ja, ich danke dir.“

„Und du hast wirklich die ernste Absicht, das junge Mädchen zu heirathen?“

„Ganz gewiß.“

„Sie ist hübsch“, meinte Lechner nachdenklich, „sehr hübsch, von ganz eigener Art. Aber gehört sie denn unserer gesellschaftlichen Sphäre an?“

„Ganz entschieden.“

„Hat sie Vermögen?“

„Ja, lieber Junge, das weiß ich wirklich nicht.“

„Denn du bist nicht etwa reich“, meinte Lechner lächelnd. „Siebenhundert und fünfzig Pfund ist ein ganz hübsches Einkommen. Du kannst eine Weile davon leben, aber wie du damit auf die Dauer eine Familie erhalten willst, das ist mir nicht ganz klar.“

„Nun, ich muß natürlich arbeiten, sogar angestrengt arbeiten“, entgegnete Carolath. „Aber mit Errima an meiner Seite will ich das gern thun.“

„Und du glaubst ein Recht zu haben, sie an ein Leben voll Armut zu fetten?“

„Mach' mich nicht toll, Lechner! Ist denn Geld alles in der Welt, und gilt denn Liebe gar nichts?“

„Ich will ja nur, daß du alles mit offenen Augen ansiehst, und nicht wie damals blindlings drauf los handelst.“

„Oh, damals war's eine unechte Liebe“, sagte Carolath, „aber diesmal ist's die wahre. Da war's nur satanischer Teufelsputz; jetzt aber ist's der Zauber engelhafter Reinheit.“

„So, das war schön gesagt“, meinte Lechner trocken. „Aber hier sind wir schon an der Thür des satanischen Teufelsputzes.“

Carolath sprang aus dem Wagen.

„Warte nicht auf mich“, sagte er dann zu Lechner. „Ich suche dich auf, sobald ich hier fertig sein werde.“

Er klopfte an die Hausthür. Ein schmutziger Mensch, der halb Haushofmeister, halb Diener zu sein schien, öffnete.

„Ist Miß Hamilton zu sprechen?“

„Ja, Herr. Wen soll ich melden?“

„Mr. Elton.“

Der Mann ging hinauf und ließ Carolath in der Halle stehen. Offenbar schien Miß Hamilton daran gewöhnt, zu jeder Stunde Besucher zu empfangen.

Gleich darauf kam er zurück und forderte Carolath auf, ihm nach oben zu folgen. Sie kamen an die Thür des Salons, die der Mann weit öffnete; ein starker Duft von Patchouli drang ihm entgegen. Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und er fand sich allein mit seiner einstigen Liebe.

XXIV.

Cora saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken zur Thür, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, in einer Stellung, die deutlich ihre üppigen Formen hervortreten ließ. Als Carolath näher kam, wandte sie den Kopf halb nach ihm um und reichte ihm über die Lehne hinweg die linke Hand zum Gruß. Carolath nahm sie; er fand sie groß und plump und garnicht so weiß, wie er sie sich immer vorgestellt hatte.

„Da wärst du also wieder, caro mio“, sagte Cora lässig. „Was ist denn mit dir los gewesen die ganze Zeit über?“

Ihre Sprache schien ihm gemein. War das wirklich dieselbe Frau, die er einst so leidenschaftlich geliebt hatte? Sie war ja um zehn Jahre älter als er; ihre Figur war plump, die Augen erschienen künstlich vergrößert durch bella donna; die Lippen — gefärbt, der leuchtende Teint — Kunst; und dann dieser entsetzliche Patchouliduft! Wer von ihnen beiden hatte sich so geändert, oder wie kam es, daß er all das früher nie gemerkt hatte?

Nur eines gefiel ihm an ihr: sie schien so wohl wie nur je. Wie sollte er sich nur dieses Räthsel erklären?

„Ich bin auf dem Lande gewesen“, erzählte er; es war ihm unmöglich, ihr die Wahrheit zu berichten.

„Sol — ach, seß' dich, bitte, hierher — mir gegenüber. Du bist also auf dem Lande gewesen? Ich glaub's wohl. Weißt du, mein Lieber, man sieht dir's an.“

Und Cora brach in lautes, hartes Lachen aus.

„Erinnerst du dich auch“, fuhr sie dann fort, „daß du dich sehr häßlich betragen hast, als du zuletzt hier warst?“

„Wirklich?“ fragte Carolath gespannt.

„Wirklich, fragst du noch! — Na, ich will's meinen. Du warst damals ein ganz abscheulicher Mensch.“

„Ja, was hatte ich denn gethan?“

„Oh, du Heuchler, thu' doch nicht, als wüßtest du von nichts! Auf deinen Knien solltest du mich um Verzeihung bitten!“

„Bitte, hilf doch meinem Gedächtniß nach und erzählte mir etwas davon! Ich weiß nur, daß ich an jenem Abend sehr aufgereggt war.“

„Nur aufgereggt, mein Lieber? — Toll warst du geradezu und um nichts! Als ob ich nicht mal einen Freund bei mir zum Abendbrot hätte haben dürfen, ohne dich erst um Erlaubniß zu fragen! Weißt du, als du ins Zimmer stürztest, da hast du ausgehört, wie ein wildes Thier. Ordentlich Angst bekam ich im

Augenblick vor dir. Und dann griffst du noch nach einem Messer! Das war doch höchst unpassend und mußte einen erschrecken. Wie du es nun mit einem furchtbaren Blick hochhobst, da sprang ich auf und fiel rücklings über den Ofenvorleger hinweg zu Boden. Du mußt wissen, was weiter geschah, ich weiß von nichts — denn ich war ohnmächtig geworden. Aber es war doch nett vor dir, daß du wenigstens Geld dagelassen hastest; ich nahm es als deine Entschuldigung; ich konnte es gerade gut gebrauchen.“

Carolath hörte mit angespannter Aufmerksamkeit zu. Er mußte sie doch sicherlich mit dem Messer verletzt haben, aber durch den Schreck und die gleich folgende Ohnmacht hatte sie es wahrscheinlich gar nicht gefühlt oder bemerkt.

„Meinen Freund hast du fast noch mehr erschreckt als mich“, fuhr Cora laut lachend fort. „Er lief davon wie ein scheuwordenes Pferd. Ich necke ihn heute noch damit. Als ich wieder zu mir kam, war er fort; das Geld lag verstreut auf dem Fußboden, die Tischdecke war halb herabgerissen, und das meiste Geschirr natürlich zertrümmert; ja sogar von einem Messer war die Klinge abgebrochen.“

Jetzt wurde dem jungen Manne alles klar. Das mußte offenbar das Messer gewesen sein, mit welchem er den Streich geführt. Wahrscheinlich hatte es an dem Stahl von Coras Widerstand gefunden und war abgebrochen, während er geglaubt, daß es ihren Körper durchbohrt hätte. Das war damals alles so blisschnell geschehen, und er hatte sich in solcher Aufregung befunden, daß ihm für Beobachtungen keine Zeit blieb.

„Jedenfalls war dir nichts geschehen“, bemerkte er im Tone großer Erleichterung.

„Nichts weiter, als was Essig und Wäschpapier nicht hätte gut machen können“, entgegnete Cora. „Nur mein Kleid hatte ich mir vorn aufgerissen, obgleich ich mir garnicht denken kann, wie das kam.“

Offenbar hatte sie keine Ahnung davon, daß Carolath wirklich noch ihr gestochen. Sie bildete sich ein, daß er alles nur gethan, um sie zu erschrecken und jetzt amüsierte sie der Gedanke, daß es ihm so gut gelungen war. Daß es jemandem im Ernst einfallen konnte, ein so reizendes Wesen, wie sie es war, umbringen zu wollen, das kam ihr garnicht in den Sinn. Kein Gefühl der Sicherheit ist stärker, als das, welches sich auf Selbstschätzung gründet.

„Ich nehme an, du bist gekommen, um mich um Verzeihung zu bitten“, fügte Cora hinzu.

„Ich hoffe, du wirst meine Entschuldigung annehmen, wenn sie auch etwas verspätet kommt“, sagte Carolath. Jeder Funke des alten Grolls war erloschen; ja er war ihr sogar in einer Art dankbar, daß sie seiner Rache entgangen und ihn havor bewahrt hatte, an ihr zum Mörder zu werden.

„Oh ja, ich nehme sie an“, entgegnete Cora auf seine Entschuldigung. „Ich trage dir nichts nach. Jetzt wirst du sicherlich vernünftiger sein. Deinen Augen sehe ich's an, daß du ein gut Theil gelernt hast, seit du zum letztenmale bei mir warst. Damals warst du ja noch ein halber Knabe, und es machte mir Spaß, dich ein bißchen zum Narren zu haben. Du weißt doch, daß die meisten Jünglinge sich zuerst in Frauen verlieben, die älter sind, als sie selbst? Aber sie kommen schon drüber hinweg. Du machst dir jetzt nicht mehr die Bohne aus mir — das merk' ich wohl, und unter uns gesagt, mir thut das gar nicht leid. Es war wirklich furchtbar unbequem für mich, immer so gut und anständig in deiner Gegenwart zu thun.“

Sie besah einen unglaublichen Freimuth, dieses große, hübsche Weib. Für Carolath war das, was sie eben gesagt, nicht gerade schmeichelhaft, aber eigentlich gefiel ihm das ganz gut an ihr.

„Du mußt nicht etwa glauben, daß ich dich damals nicht mochte“, fuhr sie fort, während sie die reichberingte Rechte vor den Mund hielt, um mühsam ein Gähnen zu verbergen, „du weißt wohl, daß du sehr hübsch bist, und ich liebe hübsche Männer. Aber sag' mal, weshalb in aller Welt bist du denn so schäbig angezogen? Hast du gespielt?“

„Nein“, erwiderte Carolath, „aber ich habe auf dem Lande gelebt, ganz abgeschnitten von aller Gesellschaft.“

Cora schaute ihn flüchtig, aber neugierig an. Dann stand sie auf, ging auf ihn zu, legte ihm die Hände auf die Schultern, und sagte, ihm fest in die Augen schauend:

„Irgend etwas ist mit dir nicht richtig. Was ist's denn? Ich habe dich schlecht behandelt, ja, das weiß ich. Hast du all dein Geld für mich hergegeben? Freilich, ich brauche viel Geld, ohne das kann ich nicht leben. Aber augenblicklich habe ich genug davon, und du sollst mit mir theilen. Da, hier hast du meine Börse. Wir sind doch alte Freunde, weißt du.“

(Fortsetzung folgt.)

Berlioz und die Frauen.

Zum 100. Geburtstag des Komponisten (11. Dezember 1903)

Von J. Haydn.

Seine Mutter. Estella. Henriette Smithson. Camilla Moke. Maria Recio.

Hektor Berlioz schließt seine Memoiren mit den Worten: „Welche der beiden Mächte vermag den Menschen in lichtere Höhen zu tragen, — die Liebe oder die Musik?!" —

Auf diese Frage gibt das eigene Erdenwallen des großen Tondichters, sein Künstlerweg, — sowie seine Lebensschicksale die richtige Antwort. Waren doch Liebe und Musik die großen Leidenschaften seines Lebens, — seine tiefste Liebe aber dennoch die zu Frau Musik selbst!

Ihretwegen führte Berlioz die erbittertsten Kämpfe, für sie barbie, ja hungerte er, für sie nahm er den Groll des Vaters, den Auch der Mutter auf sich und ihr allein blieb er bis zum letzten Hauche treu.

Schon als Kind interessierte sich Hektor Berlioz mehr für die Lebensbeschreibungen berühmter Musiker als für die griechische und lateinische Sprache zum Verdruss seines Vaters, eines in Cote Saint André, einem Städtchen bei Grenoble, viel beschäftigten Arztes, der seinen älteren Sohn für den ärztlichen Beruf bestimmte.

Vielseitig, gebildet, lehrte der Vater dem Sohn auch die Anfangsgründe des Flageolet, der Gitarre und der Flöte, — der drei einzigen Instrumente, die Hektor Berlioz, dieser große Meister des Violons, virtuos spielen lernte. Ein Klavier gab es nicht im Hause des Doktor Louis Berlioz.

Deffnete dessen Gattin, — Madame Marie Antoinette Josephine Berlioz, geborene Marmion, ihren Salon den Honoratioren des Städtchens, dann wurde nur Karten gespielt.

Tief religiös, ja bigott war ihr Alles, was an das Theater rührte, ein Gräuel! Sie glaubte, Musiker, Schauspieler und Sänger dem Bannfluche, — der Hölle verfallen!

Auf diese Weise fehlte ihr jedes Verständnis für die künstlerischen Neigungen ihres Sohnes Hektor, der bis zu seinem 14. Lebensjahre täglich zur Messe ging, jeden Sonntag beichten mußte. —

Sie war nur zufrieden, wenn ihr Sohn Hektor medizinische Bücher studierte, — mochte dabei seine Laune noch so trübselig sein.

Wäre Madame Berlioz nur einigermaßen auf die Individualität ihres genialen Sohnes eingegangen, seine künstlerische Entwicklung würde nicht durch Kämpfe gehemmt, seine Jugend nicht verbittert worden sein. — In diese Jugend brachte der Unterricht eines Musiklehrers, den der Doktor aus Lyon kommen ließ, etwas Sonnenschein, er lehrte Hektor gründlich Flötenspiel und Gesang. Die Geheimnisse der Harmonielehre entzückte Hektor Berlioz aus einer alten Harmonielehre von Rameau mit Erläuterungen von Diderot, — später aus der von Catel.

Um diese Zeit erfaßte den kaum 13jährigen die Liebe zu einem 6 Jahre älteren Mädchen, die er im Hause seines Großvaters in Meulan kennen lernte. Estella hieß sein Ideal.

Ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr blondes Madonnengesicht lebte sein ganzes Leben lang in seiner Erinnerung fort. „Ich war“, erzählt Berlioz in seinen Memoiren, „in ihrer Nähe schon oft einer Ohnmacht nahe, — gleich einem verwundeten Vogel leidend und stumm.“

Dieser Schwärmerei entstammten seine ersten unbeholfenen Kompositionen, schwermütige Melodien, von welchen er eine später in den ersten Satz seiner phantastischen Symphonie aufnahm. Ihrem Gedenken galten auch seine Jugendwerke.

Berlioz Vater, der die musikalische Neigung seines Sohnes nicht ernst nahm, ließ ihn gewähren, so lange er nicht seine klassischen Studien vernachlässigte, zu deren Fortgang Hektor als 19jähriger nach Paris kam. Beim ersten Anblick der zerstückelten Leichname in den Seziersälen erfaßte ihn ein solches Entsetzen daß er zum offenen Fenster hinausprang. Auf Zureden eines Kollegen überwand er den Ekel und setzte einige Jahre noch das medizinische Studium fort.

Aber in seiner freien Zeit studierte er in der Bibliothek des Konservatoriums die alten Meister, besonders Gluck, dessen „Iphigenie von Tauris“ ihn so begeisterte, daß er schwor, trotz Vater und Mutter, Musiker zu werden! Der alte Léküeur nahm ihn unter seinen Schülern im Konservatorium auf.

„Einmal im Heiligtum aufgenommen“, schreibt Berlioz in seinen Memoiren, „verließ ich es nicht mehr. Die Medizin erhielt den Gnadenstoß.“ Die Eltern riefen ihn damals sofort nach Hause.

„Er wollte zum Sohne seinen mittelmäßigen „Maler“ jagte ihn der Vater, der nicht an sein Talent glaubt.“ Die Mutter beschwört ihn kniefällig, zu seinem medizinischen Studium zurückzukehren.

Aber Hektor bleibt bei seinem Entschluß.

„Du läßt dich nicht erweichen“, rief seine Mutter, „So geh' zurück in den Sündenpfuhl, — entehre deinen Namen! — Dem Vater wird aus Gram sterben und ich verfluche dich!“

Und sie war nicht zu bewegen, so lange ihr Sohn im Hause, unter demselben Dach mit ihm zu sein, — sie bezog ihr Landhaus in der Nähe.

Damals gab es stürmische Szenen im Hause des Doktor Berlioz. —

Auf Bitten seiner zwei Töchter, Wile und Nancy, gewährte endlich der Vater eine bestimmte Frist, um Hektor Zeit zu geben, sein Talent zu bewähren.

Er studierte in Paris mit Feuereifer bei Léküeur und Reicha weiter, komponierte eine Messe, zu deren Aufführung ihm sein Freund De Bous 1200 Francs lieh. Die Messe wurde aufgeführt, doch ohne Erfolg. Um seine Schuld zurückzuzahlen, legte sich Berlioz, der vom Vater 120 Francs Monatsgeld bezog und etwas mit Lektionen verdiente, die größten Entbehrungen auf. Er mietete mit einem Kollegen eine Dachkammer, lebte Monate lang von Brod und Obst, und es gelang ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit 600 Fr. abzugahlen. De Bous, der selbst in Geldnöthen war, wandte sich wegen des Restes an Berlioz Vater. — Sofort erhielt er sein Geld, — dem armen Hektor aber wurde als „Schuldenmacher“ das Monatsgeld entzogen!

Mittellos stand er nun in Paris!

Und der Winter war im Anzug!

Da bewarb sich Berlioz, nachdem ihm eine Flötistenstelle abgeschlagen worden war, um eine Choristenstelle im Theatre des Nouveaux mit 50 Francs Monatsgage. Er erhielt sie — jedoch nicht seiner Stimme wegen, seine Mitbewerber, ein Schmeichler, ein Weber und ein invalider Schauspieler hatten stärkere, aber keine musikalische Sicherheit hatte gesiegt.

Seine Ausgaben bestanden damals monatlich in 30 Francs, — eines Tages nährte er sich nur von Brod und Salz und Wasser. „Brod 56 Centimes, — Salz 3 Centimes!“ — ist in seinen Memoiren zu lesen. — Er machte sogar noch Ersparnisse, und schmückte seine Dachstube mit Bildern „der Götter der Musik“, kaufte sich Bücher und ein Klavier für 110 Fr. Die Anstrengung der Lektionen, das allabendliche Chorhören im Theatre des Nouveaux, — die ungenügende Ernährungsweise warfen ihn aufs Krankenlager. Sein Vater davon benachrichtigt und von der eifrigen Energie seines Strebens besiegt, gewährte ihm wieder das Monatsgeld.

Der Nahrungsorgen entzogen verbrachte nun Hektor Berlioz seine Abende in der großen Oper, die Partituren der zur Aufführung gebrachten Werke eifrig mitlesend.

„Hier stehen keine Symbole“, rief er in seiner Ekstase einmal ins Orchester hinein. — „Wer wagt Gluck zu verbessern?“

Entwickelte sich hier das instrumentale Genie des großen Meisters, so sollte das Obeon entscheidend für sein Leben werden; denn in diesem Theater sah er zum erstenmal Miß Henriette Smithson, für die ihn die größte Leidenschaft seines Lebens erfaßte.

Ihre „Ophelia“, ihre imposante blonde Schönheit, ihre große Kunst wirkten auf ihn wie eine Offenbarung. In seinen Memoiren schreibt er:

Ich erkannte die wahre Größe, die wahre Schönheit, die dramatische Wahrheit, — ich sah ein, daß ich mich erheben, — fort-schreiten mußte!“

Sie kennen zu lernen war nun sein brennender Wunsch — er scheute dazu keinen Versuch. Ihre ablehnende Art versetzte ihn in Raserei, so daß er Tage und Nächte lang durch Paris und dessen Umgebung irrte. — Seine „Elegie“ entstand damals, deren Gesänge er unter den Namen „Irland“, — Henriette war eine Irländerin, — veröffentlichte.

Mit dieser Leidenschaft erwachte ein brennender Ehrgeiz in ihm. Er verglich die Berühmtheit der Künstlerin, der Paris zujubelte, mit seiner Obscurität. Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, veranstaltete er sein erstes Konzert in Paris 1828. Aber die Tragödin reiste am demselben Tage ab. Ihre Abreise brachte ihn dem Wahnsinn nahe. In seiner Episode „la vie d'un artiste“ schildert er seine Herzensstürme, — sein eigenes Leben.

Nur in der Arbeit Ruhe findend, betheiligte er sich damals an allen Konfurten der Akademie, seine Arbeiten wurden aber

*) Später war es des Doktor Berlioz einziger Wunsch, das „Requiem“ seines Sohnes zu hören.

und daher auch eigentlich zurückgewiesen, nur einen 2. Preis errang er damals.

In dieser Lebenszeit wurde ihm Camilla Moke Trösterin. Diese berühmte Pianistin, eine Schülerin Moscheles und Kallbrenners, eine Rivalin Liszt's, war zu jener Zeit die Angedehnte Ferdinand Hiller's. Von ihm erfuhr sie die Liebesraerei Berlioz.

Anfangs spottete sie darüber, — dann interessierte sie sich für den temperamentvollen Künstler, der so stolz seinen Kopf trug, aus dessen bartlosen klassischen Zügen melancholische dunkle Augen blickten.

Hatte sich Henriette mit dem ganzen Stolz Englands umgürtet, — so kam ihm Camilla Moke mit dem verführerischen Reiz der Pariserin entgegen. Lange spielte er den Josef dieser Potiphar, — wie er sie nennt, — gegenüber. Aber eines Tages beichtete er den Verrath seinem Freunde Hiller, — und dieser anstatt entrüstet zu sein, — wünschte Berlioz „viel Vergnügen.“

Bis 1830 dauerte der Liebeshandel mit Mademoiselle Moke, — die Berlioz unter anderen Tomschöpfungen auch zu seinem „Sardanapal“ anregte, der ihm den großen Preis, mit einem jährlichen Stipendium von 3000 Fr. für 5 Jahre eintrug, — mit der Bedingung in Italien und Deutschland weitere Studien zu machen. Er schreibt in seinen Memorien:

„Die Welt glaubt, mein Talent hätte gesiegt, — nein sie hat mich inspirirt!“ Schwer trennte sich Berlioz von ihr und von Paris. Nach einem Besuche bei seinen Eltern, die den „verlorenen Sohn“ mit offenen Armen empfingen, reiste er nach Italien.

Von dessen Natur entzückt, enttäuschten ihn die Menschen, — es fehlte ihm das, was zu seinem Leben gehörte, — Theater, ernste Musik, die italienische und besonders Rossini, war ihm antipathisch. Als er dann auch noch die Nachricht von der Untreue Camillas erfuhr, deren Verlobungsring er trug, und die sich mit Pleyel, einem damals berühmten Klavierfabrikanten, vermählte, — da faßte er die wahnsinnige Idee, nach Paris zurückzukehren, Camilla, ihren Mann und sich zu tödten! Ein mißglückter „Sturz“ ins Meer brachte ihn wieder zur Vernunft, — er reiste von Nizza wieder nach Rom und führte dort ein menschenscheues Leben, — nur Felix Mendelssohn's Umgang suchend.

Im Mai 1832 reiste Berlioz nach Paris zurück. Er brachte die Ouvertüre zu „König Lear“ und „Vello, ou le retour a la vie“, mit, in welchem er sein eigenes Leben ergreifend vertonte. Als er dieses großartige Werk im Dezember 1832 zur Aufführung brachte, erblickte er wieder Miß Henriette Smithson im Auditorium. Sofort war er wieder Feuer und Flamme für sie. Aber auch sie spielte nicht länger die Spröde, — dem indes berühmten gewordenen Künstler gegenüber. Im Oktober 1833 vermählten sie sich. Heinrich Heine und Ferdinand Hiller waren die Trauzeugen.

Mit 300 Franz begannen sie ihren Hausstand, — denn Henriette hatte bei ihrer Truppe ihr ganzes Vermögen verloren und Berlioz Eltern hatten sich seiner Heirath wegen wieder von ihm zurückgezogen.

„Doch sie war mein, — ich trochte Allen!“ schrieb er damals in seiner Ekstase. Aber — wo die Noth zum Fenster hineinsieht, flieht die Liebe zur Thür hinaus. Da er zum Lebensunterhalt allein verdienen mußte, — seine Frau hatte wegen Kränklichkeit der Bühne entlagt, — so veranstaltete er nun Konzerte auf Konzerte und war litterarisch vollauf beschäftigt. — Berlioz eminentes Schriftstellertalent war in Frankreich höher gewerthet als seine Kompositionen. Da ihm aber die Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Komponiren fehlte, so wurde aus dem überchwänglichen Liebhaber ein mißlauniger Gatte. „Komponiren ist mein Lebenselement“, schreibt Berlioz, — „Prosa schreiben ist mir Arbeit!“

In dieser Prosa, seinen Kritiken im Journal des Débats suchte und fand Madame Henriette Berlioz, die durch Verdruß, Kummer und Krankheit frühzeitig alterte, nach sechsjähriger Ehe die Spuren jener Frau, die ihr das Herz des Gatten raubte.

Eifersuchtszenen entzweiten immer mehr die Gatten, — denn je mehr sich Berlioz von seiner einst vergötterten Henriette zurückzog, — desto heißer liebte sie ihn. Sie kämpfte um ihn, — aber vergebens! 1840 verließ er, einer spanischen gluthängigen Sängerin wegen, die sich dem gefährdeten Kritiker vorgestellt hatte und in ihre Netze verstrickte, Frau und Kind.

Maria Recio, die weder stimmbegabt noch hervorragend musikalisch war, begleitete Hector Berlioz auf seinen Kunstreisen durch Europa.

„Sie singt wie eine Rahe“ erzählte er Hiller, — „das wäre aber noch nicht einmal so schlimm, — schlimmer ist, daß sie in allen Konzerten singen will!“

Aber sie hatte doch ein Verdienst, — sie war sparsam und hielt Berlioz am Zügel.

„Wie versteht mich zu behandeln, — sie ist eine kluge Person“ — erzählte er von ihr. — 1845 heirathete Berlioz Maria Recio — in demselben Jahre war seine erste Frau gestorben. — Auch Maria Recio siechte gleich Henriette Jahre lang an schwerer Krankheit dahin, sie starb 1862. Gerade als Berlioz in Baden-Baden eines seiner Werke dirigirte, erhielt er die Todesnachricht. Einige Jahre vorher hatte er seinen einzigen Sohn Louis verloren, — der als Schiffskapitän in der Havanna starb.

Trotz alledem glimmte noch immer Feuer im Vulkan seines Herzens, — denn als der 61jährige Berlioz zu Lyon seine erste Liebe, — jene Estella wieder sah, — da geschah das Unglaubliche, die alte Liebe erwachte wieder, — er bot der 67 Jahre alten Witwe Madame Jonier Herz und Hand an, — und sie hatte Mühe ihm den Kopf zurecht zu setzen.

Tauber's Hafer-Nähr-Cacao

nach einem besonderen Verfahren aus nur bestem Rohmaterial (einer der edelsten sanitären Cacao Sorten Verbindung mit Hafer) dargestellt. In dieser erprobten Zusammensetzung wird die in manchen Fällen schwere Verdaulichkeit des reinen Cacaopulvers paralysirt und dem Magen in leicht assimilirbarer Form Nährstoffe zugeführt, die für die Aufrechterhaltung und den Aufbau des menschlichen Organismus in erster Linie wirksam sind.

Tauber's Hafer-Cacao leistet deshalb nicht nur Kindern, Magenleidenden, Reconvalescenten, schwächlichen und blutarmen Personen vorzügliches Dienste, sondern kann auch mit Recht Jedermann als ein vorzügliches tägliches Nahrungs- und Genussmittel und entschieden als **das best. Frühstück bei Verdauungsschwäche, chronischem Magen- und Darmkatarrh empfohlen werden.**

Preis pro Pfd. Mk. 1.20.

„ 5 „ „ 1.10.

Chr. Tauber,

Kirchgasse 6.

Telefon 717.

Winterschuhe, Schulstiefel, Arbeitsschuhe Schaftenstiefel, hohe Wasserstiefel,

Herren- u. Damenstiefel jeder Art, nur bester und solidester Arbeit **billigst.** 1621

Schuhwaaren-**Fiedler,**
Haus
9 Mauritiusstrasse 9.

Bis Weihnachten auf alle Waaren für Jedermann

10% Rabatt.

Geriebene Mandeln u. Haselnüsse.

Rosinen, Corinthen, Sultaninen, Citronat, Orangeat, Citronen, Puderzucker, Vanillezucker, Ammonium, Pottasche, Rosenwasser, Backoblaten, Reiner Bienenhonig und Syrup.

Feinstes Confect-Mehl.

Chocolade, garantirt rein, per Pfund 80 Pf.
Cacao per Pfund von Mk. 1.20 an.

Nürnberger Lebkuchen

per Packet von 10 Pf. an empfiehlt

1626

D. Fuchs, Sealgasse 2, Ecke Webergasse.
Telephon 475.



Nr. 290.

(2. Beilage)

Samstag, den 12. Dezember

1903.

Liebes-Rebellen.

Roman von Roy-Tellet.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie hatte kaum eingewilligt, Errima bei sich aufzunehmen, als Lechmere auch schon die Treppen hinabsprang und die beiden zu seiner Tante geleitete, welche die jungen Leute freundlich empfing. Carolath war ihr schon von früher her bekannt, und Errimas ist so liebenswürdiges Wesen war ein hinreichender Empfehlungsbrief.

„Ich freue mich, daß Sie bei mir bleiben wollen, liebes Kind“, sagte die alte Dame und dann zu Lechmere gewendet: „Hast du auch das Gepäck herein besorgt, Charlie?“

„Du vergißt, was ich dir erzählt habe, liebe Tante“, entgegnete Lechmere. „Die junge Dame hat es sehr eilig, fortzukommen.“

„Ah ja, ganz recht“, erwiderte Miß Spenlove hastig. „Aber noch hast du mir, glaube ich, nicht einmal ihren Namen genannt.“

Lechmere schaute auf Carolath, aber Errima kam ihm schnell zu Hilfe.

„Wollen Sie mich Errima nennen?“ fragte sie mit lieblicher Befangenheit.

„Gern, mein liebes Kind“, entgegnete Miß Spenlove herzlich, das junge Mädchen mütterlich umarmend.

Man plauderte noch ein Weilchen und verabredete eine bestimmte Stunde, zu welcher Carolath morgen erscheinen sollte, dann verabschiedeten sich die beiden jungen Männer und stiegen wieder in den Wagen, der unten ihrer noch harzte.

„Und jetzt kommst du in meine Wohnung und bist mein Gast, Elton“, sagte Lechmere, „wir haben noch tausenderlei zu besprechen.“

„Du bist wirklich ein guter Kerl“, meinte Carolath, „und etwas später komme ich gern zu dir, aber erst muß ich noch Cora sehen, sonst läßt es mir keine Ruhe. Mir erscheint alles, was du gesagt, immer noch kaum glaublich.“

„Aber ist's nicht schon ein wenig spät für einen Besuch?“

„Nicht bei ihr“, antwortete Carolath lächelnd. Wie vollständig hatte die neue Liebe die frühere verdrängt!

„Das stimmt“, sagte Lechmere. „Die Nacht ist ihr Tag. Gut, ich werde dem Kutscher die Adresse sagen. Aber es wäre ein Zufall, wenn du sie zu Hause treffen solltest.“

„Und wo wohnst du denn jetzt eigentlich?“ fragte Carolath.

„Das sollte eine kleine Ueberraschung für dich werden, aber nun muß ich dir's wohl vorher sagen — in deiner früheren Wohnung.“

„Ah, ich merke wohl, das ist wieder eine deiner Gutthaten. Du wolltest mir die Wohnung erhalten.“

„Nun ja doch, denn ich hatte die feste Ueberzeugung, daß du doch wohl bald wiederkommen würdest. Und ich wußte, daß du eine Menge Sachen besähest, von denen du dich nur ungern trennt hättest — die Bibliothek deines Vaters und allerhand Familienerinnerungen. Die Wirthin drohte, die Sachen zu verkaufen, um sich für die Kleinigkeit, die du ihr schuldestest, bezahlt zu machen. Sie hätte alles für eine Lappalie weggegeben.“

„Die Sachen waren, abgesehen davon, daß sie mir als theuere Erinnerungen galten, nicht viel werth“, meinte Carolath,

„sonst würde ich sie in meiner damaligen Verblendung wohl längst verkauft gehabt haben.“

„Da bist du denn noch ein wenig im Irrthum, wie du gleich hören sollst. Also ich hielt es für das vernünftigste, in deine Wohnung zu ziehen und deine Sachen zu behalten.“

„Mit anderen Worten, du bezahltest meine Schulden“, unterbrach ihn Carolath, „und ich bin dir von neuem zu Dank verpflichtet.“

„Thorheit — das war ja nur eine Kleinigkeit, die du mir nächstens ganz bequem zurückerstatten kannst. Denn du bist ein ganz wohlhabender Junge, Elton; paß mal auf: Ich ließ nämlich, ehe ich die Zimmer bezog, ein Verzeichniß deiner Sachen machen und sie abschätzen. Und da stellte sich folgendes heraus: Als der Mann mir die Aufstellung brachte, war ich ganz starr über die große Summe. Ich hätte am liebsten aufgeschrien vor Verwunderung. Zum Glück trug der Taxator keine Brille, die er fortwährend abputzen mußte, und während er damit beschäftigt war, gewann ich Zeit, mich ein wenig zu beruhigen, so daß ich schon wieder ein ganz gleichgültiges Gesicht machen konnte, als er mich endlich wieder anquackte.“

„Du hast mir aber die Summe noch nicht genannt“, bemerkte Carolath.

„Ach so, ja, also es waren siebenhundert und fünfzig Pfund.“

„Nicht möglich!“ rief Carolath, „das scheint mir wieder einer deiner versteckten Edelmuttspläne!“

„Aber durchaus nicht, ich gebe dir mein Wort darauf. Die Bücher allein machten es, wie ich aus der Aufstellung erjah. Es scheint, daß sich unter den verstaubten Bänden aus deines Vaters Bibliothek einige befinden, die einen ganz phantastischen Werth repräsentieren.“

„Er selbst hatte davon nie eine Ahnung gehabt, und nach seinem Tode wurden die Bücher auf dem Lande sehr niedrig abgeschätzt.“

„Das glaube ich schon — wahrscheinlich von irgend einem Dorfstülpel, der nichts davon verstand. Uebrigens haben diese werthvollen Bücher durchaus kein Ansehen, im Gegentheil, sie schienen mir die schäblichsten von allen. Ich hätte nicht fünf Schilling für die ganze Geschichte geboten. Aber sie sollen sehr selten sein — daher ihr Werth. Du brauchst also nur eins oder zwei davon zu verkaufen, wenn deine Kasse leer ist.“

Carolath sah eine Zeitlang schweigend da. Jetzt erschien ihm das Leben nicht mehr unerträglich. „Ich finde eigentlich, es kennzeichnet deine sehr geringe Meinung von unserer Freundschaft“, fuhr Lechmere fort, „daß du es gar so eilig hast, mir das, was du mir geborgt hast, zurückzahlen; aber ich weiß ja, was du für ein wunderlicher Kauz bist. Es steht jetzt also in deiner Macht, mir das Geld, wann immer du willst, wiederzugeben. Hast du denn fürs erste genug Baargeld?“

„Ja, ich danke dir.“

„Und du hast wirklich die ernste Absicht, das junge Mädchen zu heirathen?“

„Ganz gewiß.“

„Sie ist hübsch“, meinte Lechner nachdenklich, „sehr hübsch, von ganz eigener Art. Aber gehört sie denn unserer gesellschaftlichen Sphäre an?“

„Ganz entschieden.“

„Hat sie Vermögen?“

„Ja, lieber Junge, das weiß ich wirklich nicht.“

„Denn du bist nicht etwa reich“, meinte Lechner lächelnd. „Siebenhundert und fünfzig Pfund ist ein ganz hübsches Einkommen. Du kannst eine Weile davon leben, aber wie du damit auf die Dauer eine Familie erhalten willst, das ist mir nicht ganz klar.“

„Nun, ich muß natürlich arbeiten, sogar angestrengt arbeiten“, entgegnete Carolath. „Aber mit Errima an meiner Seite will ich das gern thun.“

„Und du glaubst ein Recht zu haben, sie an ein Leben voll Armut zu fetten?“

„Nach mir nicht toll, Lechner! Ist denn Geld alles in der Welt, und gilt denn Liebe gar nichts?“

„Ich will ja nur, daß du alles mit offenen Augen ansiehst, und nicht wie damals blindlings drauf los handelst.“

„Oh, damals war's eine unechte Liebe“, sagte Carolath, „aber diesmal ist's die wahre. Da war's nur satanischer Teufelsputz; jetzt aber ist's der Zauber engelhafter Reinheit.“

„So, das war schön gesagt“, meinte Lechner trocken. „Aber hier sind wir schon an der Thür des satanischen Teufelsputzes.“

Carolath sprang aus dem Wagen.

„Warte nicht auf mich“, sagte er dann zu Lechner. „Ich suche dich auf, sobald ich hier fertig sein werde.“

Er klopfte an die Hausthür. Ein schmutziger Mensch, der halb Haushofmeister, halb Diener zu sein schien, öffnete.

„Ist Miß Hamilton zu sprechen?“

„Ja, Herr. Wen soll ich melden?“

„Mr. Elton.“

Der Mann ging hinauf und ließ Carolath in der Halle stehen. Offenbar schien Miß Hamilton daran gewöhnt, zu jeder Stunde Besucher zu empfangen.

Gleich darauf kam er zurück und forderte Carolath auf, ihm nach oben zu folgen. Sie kamen an die Thür des Salons, die der Mann weit öffnete; ein starker Duft von Patchouli drang ihm entgegen. Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und er fand sich allein mit seiner einstigen Liebe.

XXIV.

Cora saß in einem Lehnstuhl, mit dem Rücken zur Thür, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, in einer Stellung, die deutlich ihre üppigen Formen hervortreten ließ. Als Carolath näher kam, wandte sie den Kopf halb nach ihm um und reichte ihm über die Lehne hinweg die linke Hand zum Gruß. Carolath nahm sie; er fand sie groß und plump und garnicht so weiß, wie er sie sich immer vorgestellt hatte.

„Da wärst du also wieder, caro mio“, sagte Cora lässig. „Was ist denn mit dir los gewesen die ganze Zeit über?“

Ihre Sprache schien ihm gemein. War das wirklich dieselbe Frau, die er einst so leidenschaftlich geliebt hatte? Sie war ja um zehn Jahre älter als er; ihre Figur war plump, die Augen erschienen künstlich vergrößert durch bella donna; die Lippen — gefärbt, der leuchtende Teint — Kunst; und dann dieser entsetzliche Patchouliduft! Wer von ihnen beiden hatte sich so geändert, oder wie kam es, daß er all das früher nie gemerkt hatte?

Nur eines gefiel ihm an ihr: sie schien so wohl wie nur je. Wie sollte er sich nur dieses Räthsel erklären?

„Ich bin auf dem Lande gewesen“, erzählte er; es war ihm unmöglich, ihr die Wahrheit zu berichten.

„Sol — ach, seß dich, bitte, hierher — mir gegenüber. Du bist also auf dem Lande gewesen? Ich glaub's wohl. Weißt du, mein Lieber, man sieht dir's an.“

Und Cora brach in lautes, hartes Lachen aus.

„Erinnerst du dich auch“, fuhr sie dann fort, „daß du dich sehr häßlich betragen hast, als du zuletzt hier warst?“

„Wirklich?“ fragte Carolath gespannt.

„Wirklich, fragst du noch! — Na, ich will's meinen. Du warst damals ein ganz abscheulicher Mensch.“

„Ja, was hatte ich denn gethan?“

„Oh, du Heuchler, thu' doch nicht, als wüßtest du von nichts! Auf deinen Knien solltest du mich um Verzeihung bitten!“

„Bitte, hilf doch meinem Gedächtniß nach und erzählte mir etwas davon! Ich weiß nur, daß ich an jenem Abend sehr aufgereggt war.“

„Nur aufgereggt, mein Lieber? — Toll warst du geradezu und um nichts! Als ob ich nicht mal einen Freund bei mir zum Abendbrot hätte haben dürfen, ohne dich erst um Erlaubniß zu fragen! Weißt du, als du ins Zimmer stürztest, da hast du ausgelesen, wie ein wildes Thier. Ordentlich Angst bekam ich im

Augenblick vor dir. Und dann griffst du noch nach einem Messer! Das war doch höchst unpassend und mußte einen erschrecken. Wie du es nun mit einem furchtbaren Blick hochhobst, da sprang ich auf und fiel rücklings über den Fensterscher hinweg zu Boden. Du mußt wissen, was weiter geschah, ich weiß von nichts — denn ich war ohnmächtig geworden. Aber es war doch nett vor dir, daß du wenigstens Geld dagelassen hastest; ich nahm es als deine Entschuldigung; ich konnte es gerade gut gebrauchen.“

Carolath hörte mit angespannter Aufmerksamkeit zu. Er mußte sie doch sicherlich mit dem Messer verletzt haben, aber durch den Schreck und die gleich folgende Ohnmacht hatte sie es wahrscheinlich gar nicht gefühlt oder bemerkt.

„Meinen Freund hast du fast noch mehr erschreckt als mich“, fuhr Cora laut lachend fort. „Er lief davon wie ein scheuwordenes Pferd. Ich necke ihn heute noch damit. Als ich wieder zu mir kam, war er fort; das Geld lag verstreut auf dem Fußboden, die Tischdecke war halb herabgerissen, und das meiste Geschirr natürlich zertrümmert; ja sogar von einem Messer war die Klinge abgebrochen.“

Jetzt wurde dem jungen Manne alles klar. Das mußte offenbar das Messer gewesen sein, mit welchem er den Streich geführt. Wahrscheinlich hatte es an dem Stahl von Coras Widerstand gefunden und war abgebrochen, während er geglaubt, daß es ihren Körper durchbohrt hätte. Das war damals alles so blisschnell geschehen, und er hatte sich in solcher Aufregung befunden, daß ihm für Beobachtungen keine Zeit blieb.

„Jedenfalls war dir nichts geschehen“, bemerkte er im Tone großer Erleichterung.

„Nichts weiter, als was Essig und Wäschpapier nicht hätte gut machen können“, entgegnete Cora. „Nur mein Kleid hatte ich mir vorn aufgerissen, obgleich ich mir garnicht denken kann, wie das kam.“

Offenbar hatte sie keine Ahnung davon, daß Carolath wirklich noch ihr gestochen. Sie bildete sich ein, daß er alles nur gethan, um sie zu erschrecken und jetzt amüsierte sie der Gedanke, daß es ihm so gut gelungen war. Daß es jemandem im Ernst einfallen konnte, ein so reizendes Wesen, wie sie es war, umbringen zu wollen, das kam ihr garnicht in den Sinn. Kein Gefühl der Sicherheit ist stärker, als das, welches sich auf Selbstschätzung gründet.

„Ich nehme an, du bist gekommen, um mich um Verzeihung zu bitten“, fügte Cora hinzu.

„Ich hoffe, du wirst meine Entschuldigung annehmen, wenn sie auch etwas verspätet kommt“, sagte Carolath. Jeder Funke des alten Grolls war erloschen; ja er war ihr sogar in einer Art dankbar, daß sie seiner Rache entgangen und ihn havor bewahrt hatte, an ihr zum Mörder zu werden.

„Oh ja, ich nehme sie an“, entgegnete Cora auf seine Entschuldigung. „Ich trage dir nichts nach. Jetzt wirst du sicherlich vernünftiger sein. Deinen Augen sehe ich's an, daß du ein gut Theil gelernt hast, seit du zum letztenmale bei mir warst. Damals warst du ja noch ein halber Knabe, und es machte mir Spaß, dich ein bißchen zum Narren zu haben. Du weißt doch, daß die meisten Jünglinge sich zuerst in Frauen verlieben, die älter sind, als sie selbst? Aber sie kommen schon drüber hinweg. Du machst dir jetzt nicht mehr die Bohne aus mir — das merk' ich wohl, und unter uns gesagt, mir thut das gar nicht leid. Es war wirklich furchtbar unbequem für mich, immer so gut und anständig in deiner Gegenwart zu thun.“

Sie besah einen unglaublichen Freimuth, dieses große, hübsche Weib. Für Carolath war das, was sie eben gesagt, nicht gerade schmeichelhaft, aber eigentlich gefiel ihm das ganz gut an ihr.

„Du mußt nicht etwa glauben, daß ich dich damals nicht mochte“, fuhr sie fort, während sie die reichberingte Rechte vor den Mund hielt, um mühsam ein Gähnen zu verbergen, „du weißt wohl, daß du sehr hübsch bist, und ich liebe hübsche Männer. Aber sag' mal, weshalb in aller Welt bist du denn so schäbig angezogen? Hast du gespielt?“

„Nein“, erwiderte Carolath, „aber ich habe auf dem Lande gelebt, ganz abgeschnitten von aller Gesellschaft.“

Cora schaute ihn flüchtig, aber neugierig an. Dann stand sie auf, ging auf ihn zu, legte ihm die Hände auf die Schultern, und sagte, ihm fest in die Augen schauend:

„Irgend etwas ist mit dir nicht richtig. Was ist's denn? Ich habe dich schlecht behandelt, ja, das weiß ich. Hast du all dein Geld für mich hergegeben? Freilich, ich brauche viel Geld, ohne das kann ich nicht leben. Aber augenblicklich habe ich genug davon, und du sollst mit mir theilen. Da, hier hast du meine Börse. Wir sind doch alte Freunde, weißt du.“

(Fortsetzung folgt.)

Berlioz und die Frauen.

Zum 100. Geburtstag des Komponisten (11. Dezember 1903)

Von J. Haydn.

Seine Mutter. Estella. Henriette Smithson. Camilla Moke. Maria Recio.

Hektor Berlioz schließt seine Memoiren mit den Worten: „Welche der beiden Mächte vermag den Menschen in lichtere Höhen zu tragen, — die Liebe oder die Musik?!" —

Auf diese Frage gibt das eigene Erdenwallen des großen Tondichters, sein Künstlerweg, — sowie seine Lebensschicksale die richtige Antwort. Waren doch Liebe und Musik die großen Leidenschaften seines Lebens, — seine tiefste Liebe aber dennoch die zu Frau Musik selbst!

Ihretwegen führte Berlioz die erbittertsten Kämpfe, für sie barbie, ja hungerte er, für sie nahm er den Groll des Vaters, den Auch der Mutter auf sich und ihr allein blieb er bis zum letzten Hauche treu.

Schon als Kind interessierte sich Hektor Berlioz mehr für die Lebensbeschreibungen berühmter Musiker als für die griechische und lateinische Sprache zum Verdruss seines Vaters, eines in Cote Saint André, einem Städtchen bei Grenoble, viel beschäftigten Arztes, der seinen älteren Sohn für den ärztlichen Beruf bestimmte.

Vielseitig, gebildet, lehrte der Vater dem Sohn auch die Anfangsgründe des Flageolet, der Gitarre und der Flöte, — der drei einzigen Instrumente, die Hektor Berlioz, dieser große Meister des Violons, virtuos spielen lernte. Ein Klavier gab es nicht im Hause des Doktor Louis Berlioz.

Deffnete dessen Gattin, — Madame Marie Antoinette Josephine Berlioz, geborene Marmion, ihren Salon den Honoratioren des Städtchens, dann wurde nur Karten gespielt.

Tief religiös, ja bigott war ihr Alles, was an das Theater rührte, ein Gräuel! Sie glaubte, Musiker, Schauspieler und Sänger dem Bannfluche, — der Hölle verfallen!

Auf diese Weise fehlte ihr jedes Verständnis für die künstlerischen Neigungen ihres Sohnes Hektor, der bis zu seinem 14. Lebensjahre täglich zur Messe ging, jeden Sonntag beichten mußte. —

Sie war nur zufrieden, wenn ihr Sohn Hektor medizinische Bücher studierte, — mochte dabei seine Laune noch so trübselig sein.

Wäre Madame Berlioz nur einigermaßen auf die Individualität ihres genialen Sohnes eingegangen, seine künstlerische Entwicklung würde nicht durch Kämpfe gehemmt, seine Jugend nicht verbittert worden sein. — In diese Jugend brachte der Unterricht eines Musiklehrers, den der Doktor aus Lyon kommen ließ, etwas Sonnenschein, er lehrte Hektor gründlich Flötenspiel und Gesang. Die Geheimnisse der Harmonielehre entzückte Hektor Berlioz aus einer alten Harmonielehre von Rameau mit Erläuterungen von Diderot, — später aus der von Catel.

Um diese Zeit erfaßte den kaum 13jährigen die Liebe zu einem 6 Jahre älteren Mädchen, die er im Hause seines Großvaters in Meulan kennen lernte. Estella hieß sein Ideal.

Ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr blondes Madonnengesicht lebte sein ganzes Leben lang in seiner Erinnerung fort. „Ich war“, erzählt Berlioz in seinen Memoiren, „in ihrer Nähe schon oft einer Ohnmacht nahe, — gleich einem verwundeten Vogel leidend und stumm.“

Dieser Schwärmerei entstammten seine ersten unbeholfenen Kompositionen, schwermütige Melodien, von welchen er eine später in den ersten Satz seiner phantastischen Symphonie aufnahm. Ihrem Gedenken galten auch seine Jugendwerke.

Berlioz Vater, der die musikalische Neigung seines Sohnes nicht ernst nahm, ließ ihn gewähren, so lange er nicht seine klassischen Studien vernachlässigte, zu deren Fortgang Hektor als 19jähriger nach Paris kam. Beim ersten Anblick der zerstückelten Leichname in den Seziersälen erfaßte ihn ein solches Entsetzen daß er zum offenen Fenster hinausprang. Auf Zureden eines Kollegen überwand er den Ekel und setzte einige Jahre noch das medizinische Studium fort.

Aber in seiner freien Zeit studierte er in der Bibliothek des Konservatoriums die alten Meister, besonders Gluck, dessen „Iphigenie von Tauris“ ihn so begeisterte, daß er schwor, trotz Vater und Mutter, Musiker zu werden! Der alte Léküeur nahm ihn unter seinen Schülern im Konservatorium auf.

„Einmal im Heiligtum aufgenommen“, schreibt Berlioz in seinen Memoiren, „verließ ich es nicht mehr. Die Medizin erhielt den Gnadenstoß.“ Die Eltern riefen ihn damals sofort nach Hause.

„Er wollte zum Sohne seinen mittelmäßigen „Maler“ jagte ihn der Vater, der nicht an sein Talent glaubt.“ Die Mutter beschwört ihn kniefällig, zu seinem medizinischen Studium zurückzukehren.

Aber Hektor bleibt bei seinem Entschluß.

„Du läßt dich nicht erweichen“, rief seine Mutter, „So geh' zurück in den Sündenpfuhl, — entehre deinen Namen! — Dem Vater wird aus Gram sterben und ich verfluche dich!“

Und sie war nicht zu bewegen, so lange ihr Sohn im Hause, unter demselben Dach mit ihm zu sein, — sie bezog ihr Landhaus in der Nähe.

Damals gab es stürmische Szenen im Hause des Doktor Berlioz. —

Auf Witten seiner zwei Töchter, Wile und Nancy, gewährte endlich der Vater eine bestimmte Frist, um Hektor Zeit zu geben, sein Talent zu bewähren.

Er studierte in Paris mit Feuereifer bei Léküeur und Reicha weiter, komponierte eine Messe, zu deren Aufführung ihm sein Freund De Bous 1200 Francs lieh. Die Messe wurde aufgeführt, doch ohne Erfolg. Um seine Schuld zurückzugeben, legte sich Berlioz, der vom Vater 120 Frs. Monatsgeld bezog und etwas mit Lektionen verdiente, die größten Entbehrungen auf. Er mietete mit einem Kollegen eine Dachkammer, lebte Monate lang von Brod und Obst, und es gelang ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit 600 Fr. abzugeben. De Bous, der selbst in Geldnöthen war, wandte sich wegen des Restes an Berlioz Vater. — Sofort erhielt er sein Geld, — dem armen Hektor aber wurde als „Schuldenmacher“ das Monatsgeld entzogen!

Mittellos stand er nun in Paris!

Und der Winter war im Anzug!

Da bewarb sich Berlioz, nachdem ihm eine Flötistenstelle abgelehnt worden war, um eine Choristenstelle im Theatre des Nouveaux mit 50 Frs. Monatsgage. Er erhielt sie — jedoch nicht seiner Stimme wegen, seine Mitbewerber, ein Schmeichler, ein Weber und ein invalider Schauspieler hatten stärkere, aber keine musikalische Sicherheit hatte gesiegt.

Seine Ausgaben bestanden damals monatlich in 30 Frs., — eines Tages nährte er sich nur von Brod und Salz und Wasser. „Brod 56 Centimes, — Salz 3 Centimes!“ — ist in seinen Memoiren zu lesen. — Er machte sogar noch Ersparnisse, und schmückte seine Dachstube mit Bildern „der Götter der Musik“, kaufte sich Bücher und ein Klavier für 110 Fr. Die Anstrengung der Lektionen, das allabendliche Chorfeiern im Theatre des Nouveaux, — die ungenügende Ernährungsweise warfen ihn aufs Krankenlager. Sein Vater davon benachrichtigt und von der eifrigen Energie seines Strebens besiegt, gewährte ihm wieder das Monatsgeld.

Der Nahrungsorgen enthoben verbrachte nun Hektor Berlioz seine Abende in der großen Oper, die Partituren der zur Aufführung gebrachten Werke eifrig mitlesend.

„Hier stehen keine Symbole“, rief er in seiner Ekstase einmal ins Orchester hinein. — „Wer wagt Gluck zu verbessern?“

Entwickelte sich hier das instrumentale Genie des großen Meisters, so sollte das Obeon entscheidend für sein Leben werden; denn in diesem Theater sah er zum erstenmal Miß Henriette Smithson, für die ihn die größte Leidenschaft seines Lebens erfaßte.

Ihre „Ophelia“, ihre imposante blonde Schönheit, ihre große Kunst wirkten auf ihn wie eine Offenbarung. In seinen Memoiren schreibt er:

Ich erkannte die wahre Größe, die wahre Schönheit, die dramatische Wahrheit, — ich sah ein, daß ich mich erheben, — fort-schreiten mußte!“

Sie kennen zu lernen war nun sein brennender Wunsch — er scheute dazu keinen Versuch. Ihre ablehnende Art verfehlte ihn in Mäzerei, so daß er Tage und Nächte lang durch Paris und dessen Umgebung irrte. — Seine „Elegie“ entstand damals, deren Gesänge er unter den Namen „Irland“, — Henriette war eine Irländerin, — veröffentlichte.

Mit dieser Leidenschaft erwachte ein brennender Ehrgeiz in ihm. Er verglich die Berühmtheit der Künstlerin, der Paris anjubelte, mit seiner Obscurität. Um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, veranstaltete er sein erstes Konzert in Paris 1828. Aber die Tragödin reiste am demselben Tage ab. Ihre Abreise brachte ihn dem Wahnsinn nahe. In seiner Episode „la vie d'un artiste“ schildert er seine Herzensstürme, — sein eigenes Leben.

Nur in der Arbeit Ruhe findend, betheiligte er sich damals an allen Konferenzen der Akademie, seine Arbeiten wurden aber

*) Später war es des Doktor Berlioz einziger Wunsch, das „Requiem“ seines Sohnes zu hören.

und daher auch eigentlich zurückgewiesen, nur einen 2. Preis errang er damals.

In dieser Lebenszeit wurde ihm Camilla Moke Trösterin. Diese berühmte Pianistin, eine Schülerin Moscheles und Kallbrenners, eine Rivalin Liszt's, war zu jener Zeit die Angebetete Ferdinand Hiller's. Von ihm erfuhr sie die Liebesraerei Berlioz.

Anfangs spottete sie darüber, — dann interessierte sie sich für den temperamentvollen Künstler, der so stolz seinen Kopf trug, aus dessen bartlosen klassischen Zügen melancholische dunkle Augen blickten.

Hatte sich Henriette mit dem ganzen Stolz Englands umgürtet, — so kam ihm Camilla Moke mit dem verführerischen Reiz der Pariserin entgegen. Lange spielte er den Josef dieser Potiphar, — wie er sie nennt, — gegenüber. Aber eines Tages beichtete er den Verrath seinem Freunde Hiller, — und dieser anstatt entrüstet zu sein, — wünschte Berlioz „viel Vergnügen.“

Bis 1830 dauerte der Liebeshandel mit Mademoiselle Moke, — die Berlioz unter anderen Tomschöpfungen auch zu seinem „Sardanapal“ anregte, der ihm den großen Preis, mit einem jährlichen Stipendium von 3000 Fr. für 5 Jahre eintrug, — mit der Bedingung in Italien und Deutschland weitere Studien zu machen. Er schreibt in seinen Memoiren:

„Die Welt glaubt, mein Talent hätte gesiegt, — nein sie hat mich inspirirt!“ Schwer trennte sich Berlioz von ihr und von Paris. Nach einem Besuche bei seinen Eltern, die den „verlorenen Sohn“ mit offenen Armen empfingen, reiste er nach Italien.

Von dessen Natur entzückt, enttäuschten ihn die Menschen, — es fehlte ihm das, was zu seinem Leben gehörte, — Theater, ernste Musik, die italienische und besonders Rossini, war ihm antipathisch. Als er dann auch noch die Nachricht von der Untreue Camillas erfuhr, deren Verlobungsring er trug, und die sich mit Pleyel, einem damals berühmten Klavierfabrikanten, vermählte, — da faßte er die wahnsinnige Idee, nach Paris zurückzukehren, Camilla, ihren Mann und sich zu tödten! Ein mißglückter „Sturz“ ins Meer brachte ihn wieder zur Vernunft, — er reiste von Nizza wieder nach Rom und führte dort ein menschenscheues Leben, — nur Felix Mendelssohn's Umgang suchend.

Im Mai 1832 reiste Berlioz nach Paris zurück. Er brachte die Ouvertüre zu „Roi Lear“ und „Le liou, ou le retour a la vie“, mit, in welchem er sein eigenes Leben ergreifend vertonte. Als er dieses großartige Werk im Dezember 1832 zur Aufführung brachte, erblickte er wieder Miß Henriette Smithson im Auditorium. Sofort war er wieder Feuer und Flamme für sie. Aber auch sie spielte nicht länger die Spröde, — dem indes berühmten gewordenen Künstler gegenüber. Im Oktober 1833 vermählten sie sich. Heinrich Heine und Ferdinand Hiller waren die Trauzeugen.

Mit 300 Franz begannen sie ihren Hausstand, — denn Henriette hatte bei ihrer Truppe ihr ganzes Vermögen verloren und Berlioz Eltern hatten sich seiner Heirath wegen wieder von ihm zurückgezogen.

„Doch sie war mein, — ich trochte Allen!“ schrieb er damals in seiner Ekstase. Aber — wo die Noth zum Fenster hereinsieht, flieht die Liebe zur Thür hinaus. Da er zum Lebensunterhalt allein verdienen mußte, — seine Frau hatte wegen Kränklichkeit der Bühne entlagt, — so veranstaltete er nun Konzerte auf Konzerte und war litterarisch vollauf beschäftigt. — Berlioz eminentes Schriftstellertalent war in Frankreich höher gewerthet als seine Kompositionen. Da ihm aber die Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Komponiren fehlte, so wurde aus dem überschwänglichen Liebhaber ein mißlauniger Gatte. „Komponiren ist mein Lebenselement“, schreibt Berlioz, — „Prosa schreiben ist mir Arbeit!“

In dieser Prosa, seinen Kritiken im Journal des Débats suchte und fand Madame Henriette Berlioz, die durch Verdruß, Kummer und Krankheit frühzeitig alterte, nach sechsjähriger Ehe die Spuren jener Frau, die ihr das Herz des Gatten raubte.

Eifersuchtszenen entzweiten immer mehr die Gatten, — denn je mehr sich Berlioz von seiner einst vergötterten Henriette zurückzog, — desto heißer liebte sie ihn. Sie kämpfte um ihn, — aber vergebens! 1840 verließ er, einer spanischen gluthängigen Sängerin wegen, die sich dem gefährdeten Kritiker vorgestellt hatte und in ihre Netze verstrickte, Frau und Kind.

Maria Recio, die weder stimmbegabt noch hervorragend musikalisch war, begleitete Hector Berlioz auf seinen Kunstreisen durch Europa.

„Sie singt wie eine Aahe“ erzählte er Hiller, — „das wäre aber noch nicht einmal so schlimm, — schlimmer ist, daß sie in allen Konzerten singen will!“

Aber sie hatte doch ein Verdienst, — sie war sparsam und hielt Berlioz am Zügel.

„Wie versteht mich zu behandeln, — sie ist eine kluge Person“ — erzählte er von ihr. — 1845 heirathete Berlioz Maria Recio — in demselben Jahre war seine erste Frau gestorben. — Auch Maria Recio siechte gleich Henriette Jahre lang an schwerer Krankheit dahin, sie starb 1862. Gerade als Berlioz in Baden-Baden eines seiner Werke dirigirte, erhielt er die Todesnachricht. Einige Jahre vorher hatte er seinen einzigen Sohn Louis verloren, — der als Schiffskapitän in der Havanna starb.

Trotz alledem glimmte noch immer Feuer im Vulkan seines Herzens, — denn als der 61jährige Berlioz zu Lyon seine erste Liebe, — jene Estella wieder sah, — da geschah das Unglaubliche, die alte Liebe erwachte wieder, — er bot der 67 Jahre alten Witwe Madame Jonier Herz und Hand an, — und sie hatte Mühe ihm den Kopf zurecht zu setzen.

Tauber's Hafer-Nähr-Cacao

nach einem besonderen Verfahren aus nur bestem Rohmaterial (einer der edelsten sanitären Cacao Sorten Verbindung mit Hafer) dargestellt. In dieser erprobten Zusammensetzung wird die in manchen Fällen schwere Verdaulichkeit des reinen Cacaopulvers paralysirt und dem Magen in leicht assimilirbarer Form Nährstoffe zugeführt, die für die Aufrechterhaltung und den Aufbau des menschlichen Organismus in erster Linie wirksam sind.

Tauber's Hafer-Cacao leistet deshalb nicht nur Kindern, Magenleidenden, Reconvalescenten, schwächlichen und blutarmen Personen vorzügliche Dienste, sondern kann auch mit Recht Jedermann als ein vorzügliches tägliches Nahrungs- und Genussmittel und entschieden als **das best. Frühstück bei Verdauungsschwäche, chronischem Magen- und Darmkatarrh empfohlen werden.**

Preis pro Pfd. Mk. 1.20.

„ 5 „ „ 1.10.

Chr. Tauber,

Kirchgasse 6.

Telefon 717.

Winterschuhe, Schulstiefel, Arbeitsschuhe Schaftenstiefel, hohe Wasserstiefel,

Herren- u. Damenstiefel jeder Art, nur bester und solidester Arbeit **billigst.** 1621

Schuhwaaren-**Fiedler,**
Haus
9 Mauritiusstrasse 9.

Bis Weihnachten auf alle Waaren für Jedermann

10% Rabatt.

Geriebene Mandeln u. Haselnüsse.

Rosinen, Corinthen, Sultaninen, Citronat, Orangeat, Citronen, Puderzucker, Vanillezucker, Ammonium, Pottasche, Rosenwasser, Backoblaten, Reiner Bienenhonig und Syrup.

Feinstes Confect-Mehl.

Chocolade, garantirt rein, per Pfund 80 Pf.
Cacao per Pfund von Mk. 1.20 an.

Nürnberger Lebkuchen

per Paket von 10 Pf. an empfiehlt

1626

D. Fuchs, Sealgasse 2, Ecke Webergasse.
Telephon 475.